Germanische Heiligtümer

Ein Filmstreifen in 2 Teilen zur Erweckung von Verständnis für die **Erforschung der germanischen Vorgeschichte.**

Für jeden Lichtbilderapparat passend, zur Vorführung in Familie und Schule gleich geeignet und mit **ausführlichem, leicht verständlichem** Text versehen.

1. Reihe: „Leistruper Wald und Externsteine" mit 61 Bildern (davon 16 koloriert).

2. Reihe: „Heilige Stätten in der Oesterholzer Mark und germanische Astronomie" mit 55 Bildern (davon 16 koloriert).

Zeitdauer: für jede Reihe etwa 60—75 Minuten.

Preis für beide Reihen einschl. gedrucktem Text:
unkoloriert 10,75 Mk.; koloriert 18,75 Mk.

Bestellungen: An Herrn **Studiendirektor** Dr. **Beyer, Bad Oeynhausen, Hindenburgstraße** 22, der die Lieferung zu den angegebenen Preisen veranlaßt.

Um Liebe und Verständnis für die Erforschung der germanischen Vorgeschichte in weiteren Kreisen, besonders auch bei der deutschen Jugend, zu wecken und zu fördern, hat unser Mitglied Dr. Beyer diesen Filmstreifen zusammengestellt, der neben anderen Ansichten die Bilder der heiligen Stätten zur Anschauung bringt, die durch die Forschungen Wilhelm Teudts wieder aufgefunden wurden, und ihn mit einem in flüssiger, leichtverständlicher Sprache geschriebenen Text versehen, der sich besonders für Vorführungen in Familie und Schule eignet. Bei den oft recht schwierigen Auf-

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Arkiol
Tidske

Inhaltsverzeichnis.



Wilhelm Teudt

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte, Sitz Detmold, Bandelstraße 7
Für den Inhalt dei Aufsätze stehen die Verfasser ein.

2. Folge | Bielefeld, März 1931 | Heft 5

Worte Fichtes.

Der Abschnitt unten stammt aus den „Reden an die deutsche Nation". Seine Voraussetzung ist etwa in den folgenden Sätzen gegeben: „Der Glaube des edlenMenschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze: ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges." — Ist einem Menschen kein Vaterland überliefert worden, „so ist er zu beklagen; wem eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüte Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit".

So sind Volk und Vaterland Träger und Unterpfand der „irdischen Ewigkeit".

„In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze Richterstühle, Rutenbündel und Beile in Überfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen teilnehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eignen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohltäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Klemenz (Milde), indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, inwieweit es ohne Verlust ihrer Eigentümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: ‚Ob ihnen denn etwas anderes übrigbleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?' Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas andres, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es versteht sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein

wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben, und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden. . . .

Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende ist, und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unseren Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden. . . .

Diese, und alle andre in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft."

(Achte Rede: Was ein Volk sei, in der höhern Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe.)

Die neue Teutoburger Waldschlacht.

Von Eugen Weiß, Kannstatt-Stuttgart.

Es war im Jahr 1927, als in süddeutschen Zeitungen dunkle Gerüchte umgingen von einem altgermanischen Gestirnheiligtum, das man um die Externsteine bei Horn entdeckt habe. Es war von Sonnen- und Mondaufgängen, von einem bestimmten Punkt, bestimmten Einrichtungen die Rede, von einem runden Loch in einem der Felsen, auf das sie sich bezögen; die Angaben waren aber zu dürftig, als daß man sich ein rechtes Bild hätte machen können, aber es lag etwa seltsam Aufstöberndes in ihnen, es war wie Märzenluft, wie etwas ganz Neues, Frisches, Kühnes. Die Mitteilungen wiederholten sich, man hörte nun auch von altgermanischer Orientation und zum ersten Mal schlug ein Name ans Ohr: Wilhelm Teudt.

Der Mensch ist zum Widerspruch und Spott geneigt! Teudt im Teutoburger Wald, der altteutsche Himmelskunde teutet! So machte ich mir den Reim, den man immer braucht, wenn man gelassen und ohne Aufregungen auf den läufigen Landstraßen dieser unebenen Welt fahren will. Teudt war mir, obwohl ich eigentlich ganz altmodisch romantisch bin, viel zu romantisch, schon in seinem Namen, und meine Meinung war ungefähr die, daß das mit dem Externstein und seiner Sonnen- und Monduhr stimmen könne, daß aber die germanische Orientation — welche ich, weil ich meine, eine deutsche Sache müsse auch ein deutsches Wort haben, boshaft verdrehte in orientische Germanisation —, daß die germanische Orientation im Okzident als eine wenig hintergründige Erscheinung dastehe. So etwa dachte ich, und wohl manch andrer mit mir.

Es entgeht aber niemand seinem Schicksal, und wohl dem, der den Finger spürt, der sich manchmal aus unbekannten Weiten auf ihn legt. Eines Tages rief mich eine Einladung von werter Seite zu einer Tagung deutscher Vorgeschichtsfreunde nach Detmold zur Besichtigung insbesondere der von Wilhelm Teudt aufgefundenen germanischen Heiligtümer. Da stand wieder der geradezu unwahrscheinlich romantisch deutsche Name: Wilhelm Teudt, der sich einem wie ein anderer Wilhelm Meister, Wilhelm Tell zulegt! In den Namen liegt etwas, liegt schon alles! Dieses Teudt klang mir nun auf einmal so deutlich deutend deutsch, daß ich das bislang übersteigerte teutsch um diese Funde fallen lassen und einfach nach Detmold fahren mußte.

Und dann sah ich den Mann. Er hatte nicht das geringste Romantische, er blitzte einen mit seinen blauen Augen unter den buschigen Wimpern an, eher wie ein — nun, sagen wir mal, wie ein Raubritter in Zivil, denn als ein romantischer Schäfer mit der Hirtenflöte oder ein Klopstockscher Barde, und dieser Eindruck ist mir bis heute geblieben. Wilhelm Teudt reitet mitten aus dem dunklen Tor germanischer Vorgeschichte in unsere Zeit hinein, er ist ein Ritter in Eisen und Erz, auch ohne Stiefel und Sporen, ein reisiger Mann, ein Herr und Held in jedem Zoll — man entschuldige, wenn wir selbst romantisch werden! — und daß er am Teutburger Wald sitzt und die deutschen Stätten da um die Teutburg fand, das ist selbstverständlich kein Zufall, den es nicht gibt, sondern eines jener seltsamen, aber gesetzmäßigen

Spiele der Natur, die wir nie durchschauen, die aber der große Brite schon als die Dinge zwischen Himmel und Erde erkannte, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt; die Dinge aus Ursache und Wirkung, die, unmeßbar und unwägbar, immer und ewig zu ihrem gesteckten Ziele führen. Es war vorbestimmt, ein Mann mit Namen Wilhelm Teudt mußte das schlagende Herz des alten heiligen Sachsenlandes, ganz Deutschlands, ganz Germaniens finden, das Herz, nach Atlantis, der Welt; denn das sind die Stätten, alle Völker der Erde schlagen in Glauben und selbst Sprache mehr oder weniger aus diesem Herzen, und die Angelsachsen, die die halbe Welt bevölkern, hauchen unmittelbar aus ihm.

Bei der Detmolder Tagung damals gingen hohe Wogen eines neuen deutschen Lustgefühls aus den Tiefen der Heimaterde, die stinkenden Wasser aus den Niederungen unvergorener Unterwertigkeit der Herrschaft der Menge waren zurückgetreten, und man atmete wieder einmal als deutscher Mensch. Es waren einige hundert Männer aus ganz Deutschland herbeigekommen, und herrlich klangen die Herzen, als Wilhelm Teudt in der heiligen Mond- und Sonnenstube auf dem Sternenstein hinüberwies zum Fissenknick und zum Kohlstädter Turm, als er dort in der Hünenkirche stand wie ein Seher der Vorzeit, mit geheimnisvollen, tiefahnenden Worten, die den wirklichen Namen dieses Turmgetrümmers noch nicht aussprechen konnten, die Zeit war noch nicht ganz erfüllt, die ihn aber dennoch in jedem Hauch seines Wesens erkannten und nannten. Da erfaßte mich's, ich ging zu dem Mann hin, der da gesprochen, und sagte: „Das war gut, Herr Teudt!" Und der heilige Funke war auf mich übergesprungen, der mir die Ostersonne über dem Turm der Weleda entzünden sollte, die Sonne, die in den Ringeln des heiligen Schlangens hinabgeht in die Mutterwasser ewiger Wiedergeburt, und so zieht der Stein von Ursache und Wirkung, der in den See der Seele fällt, seine Kreise. Der Wahrspruch der Seherin vor 2000 Jahren war der erste Wurf, der zweite fiel um den Externstein und Sternenhof und im dritten kehrten die Ringe wieder zurück zu ihrer Mutterquelle an der Lippe, der Strote. —

Es waren alle Teilnehmer der Tagung hochgetragen von dem Gesehenen und Gehörten. Wir hatten ja wohl nicht alles verstanden, der Schreiber hier wenigstens nicht, denn es fehlten die Karten, die Übersicht über das Vorausgegangene, aber man spürte es, hier geht etwas vor, etwas Merkwürdiges, Neues, Starkes, hier erhebt sich ein Geist, hier ist man los endlich einmal von Griechenland und Rom, hier umwittert uns eigene Vorzeit, hier kann der eigene, der deutsche Geist wiedergeboren werden.

So fühlten wir, aber da ging es über uns nieder wie eine kalte Brause! Wir Süddeutschen, und wohl ebenso die aus Nord, Ost und West Herbeigeeilten, wir glaubten, wenn ein Mann in Detmold aufstehe und um Detmold herum mit immerhin wissenschaftlichen Mitteln merkwürdige Tatsachen um längst als altheilig verdächtige, natürliche Felsenmale erweise, daß man diesen Mann in Detmold mit allen Mitteln unterstützen und dem Kreis von Männern, der seinem Rufe folgt, in der Öffentlichkeit wie jeder anderen Festversammlung auch die Worte zukommen lasse, die üblich sind, auch wenn man sich nicht hinter die Gedanken der Festfahrer stellt. Aber weit gefehlt! Es traten uns in den beiden Detmolder Tageszeitungen Auslassungen zu dieser Tagung und ihren Gegenständen vor Augen, die uns die Schamröte ins Gesicht trieben über den Geist, der in gewissen Geisteskreisen dieser Stadt weht. Dabei waren diese Auslassungen von so dürftiger Art und in jeder Zeile von so geringer Kenntnis des Altgermanischen, insbesondere des götterkundlichen Stoffes zeugend, daß man in sprachlosem Erstaunen vor dem Rätsel stand, wie Menschen, die in Dingen der klassischen Philologie fertig sein mögen, aber offenbar auch noch nicht die dürftigste germanische Götterlehre richtig gelesen oder gar verdaut hatten, ihre Stimme zu diesem Stoff erheben konnten. Doch lassen wir das, jedes weitere Wort dazu wäre zuviel, und wir haben auch den guten Glauben, daß die Entgleisungen im stillen ein wenig erkannt sind. Jedenfalls haben die amtlichen Stellen der Stadt Detmold keinen Teil daran, und wir haben bei den letzten Tagungen den Eindruck gehabt, daß von dieser Seite die Bedeutung dessen, was da vorgeht, richtig erkannt ist. Immerhin ist die Geisteserscheinung, wie sie da zutage trat, in dieser Stadt nicht neu, schon einmal ist in Detmold ein Mann aufgetreten, der von den Adlerschwingen des Geistes getragen war und den darum die matten Taglöhner und Karrenschieber des Geistes hinabzuziehen versuchten in ihre tausendmal durchschnüffelten Maulwurfsgänge, wie das immer so ist. Es war Ernst Bandel, der

Schöpfer des Hermannsdenkmals, neben dem Hamburger Bismarck- und vielleicht dem Leipziger Völkerschlachtmal das einzige Denkmal von Größe und Bedeutung, das wir besitzen, wofür die Zurückhaltung, ja lange Mißachtung der lateinisch verseuchten deutschen Kunstgelehrten und Kunstschreiber der beste Bürge ist. Es ist ein Mal, schon in seinem Unterbau, tief und schwer wie ein Strahl und Schlag des versunkenen Donar aus dem Berg hervor. Aber Ernst Bandel, der Detmold alles geben wollte, und in der Tat dann auch alles gab, mußte aus dieser Stadt ziehen und an anderem Ort sein Heil zur Ausführung des ihn bewegenden Gedankens suchen. Wir wollen keine alten Dinge aufrühren, Detmold hat Bandel wieder eingeholt in seine Mauern, es standen auch andere Geister da, als jene Mucker und armen Schlucker und Totengräber jedes wehenden Geistes, die an jedem Ort dieselben sind; aber die Erscheinung Bandel und Teudt ist doch so verblüffend gleichläufig, daß wir auf sie hinweisen müssen und eigentlich erstaunt sind, daß das nicht schon lange geschehen ist.

Kein Prophet gilt zu Haus! Das muß auch Wilhelm Teudt erfahren. Es ist immer und überall dasselbe, erst wenn die Welt einen Mann feiert, findet er in der eigenen Heimat den Glauben an sein Werk, und auch dann oft noch lange nicht. Es ist das Schicksal jeden Wegebahners, durch die Widerstände der träge trottenden, unliebsam aus ihrer Ruhe gestörten Geister der Erbpacht an längst Gestorbenem, längst schon wieder totem Geist hindurch zu müssen, und viele erlagen diesem Widerstand, viele gingen zu Grunde dabei; es ist der Leidensweg der steil aufgehenden Menschenbahn aller Erfinder und Entdecker seit Wieland dem Schmied. —

Wir schreiben hier um eines runden Lebensabschnitts Wilhelm Teudts willen, wir freuen uns zu diesem schönen Tag mit unserem Meister und stellen ihn darum einmal auf den Schild hinauf, so gut wir es können. Das soll uns niemand verwehren! Wir sind aber durchaus volksherrlich gesinnt, wir verstehen auch heute noch jene Schwaben, die in der ersten Alemannenschlacht, von der uns der Römer (Ammian) berichtet, ihre Herzöge zwangen, abzusitzen und zu Fuß zu kämpfen. Alle sollten gleich sein vor dem Feind! So halten es auch wir, wir haben keine Lust, in Deutschland einen neuen Dalai Lama einzusetzen, vor dem man eigentlich immer auf dem Bauch rutschen sollte. Nein, Teudt ist uns wie ein anderer Mann, er selbst am allerwenigsten möchte ein anderer sein, er müßte lachen, wenn man aus ihm eine teutonische Größe machen wollte, und wenn wir hier in großen Worten von ihm reden, so tun wir das nicht in seinem Sinne, sondern in dem Geist, der eben den Geist in guten Stunden treibt, in dem Andern den Adler zu erkennen. Wenn wir daher zu dieser Stunde, zu dem Tag der Sonnenhöhe Wilhelm Teudts, nicht von ihm allein reden, sondern allgemein der verwandten Geister, der Entdecker, der Finder und ihres Schicksals gedenken, so ist das sicher in allererster Linie im Sinn und Geist des Meisters vom Sternenhof und den Externsteinen. Wir möchten eben bei diesem festlichen Anlaß einmal den Finger an die Wunde des deutschen Lebens legen, der deutschen Geisteswelt, die heißt Ketzergericht, welches nie erloschen ist, sondern nach dem Erlöschen der furchtbaren Verbrennungen von Millionen von Frauen und Männern aus dem Irrwahn der düsteren Geisteshallen jener Gewissens- und Glaubensmacht, die sich kristlich nannte, hineingetreten ist in die helleren Geisteshallen, die den Anspruch erheben, die Weltmacht eines neuen menschlichen Geistes zu sein, in die Universität. Wir kennen neben Teudt den Fall Herman Wirth und wissen, wie wissenschaftliche Körperschaften in echten Ketzergerichten den Stab über ein Werk brachen, das jeder Unberufte (Laie) mindestens als eine Zeichen- und Schriftgeschichte der Urzeit gewaltigster vergleichender Geisteskräfte erkennt. Wirth hatte einen Vorläufer in dem Naturwissenschaftler Carus Sterne (Dr. Ernst Krause), der schon vor vierzig Jahren mit sicherer Hand das Götterdenken der Menschen der Vorzeit und ihr ganzes Geistesleben mit dem Jahreslauf der Sonne verbunden festlegte, im Gegensatz zu den damals führenden Geistern der Germanenkunde, zu den Nordländern Bang und Bugge, die aus ihren lateinischen Geistesgrundlagen wie verblindet und verblödet die Edda in ein griechisch-römisch-jüdisch-kristliches Machwerk auflösten, was die volle Beistimmung und Nachfolge der deutschen Germanisten, insbesondere E. H. Meyers fand. Dieser Professor an der Universität Heidelberg, der als Schuster bestimmt keinen Schuh richtig zu flicken imstande gewesen wäre, war es dann vor allem, der Krause in seinem prachtvollen Werk „Trojabogen Nordeuropas" zu dem einleitenden Hauptstück „Wider den deutschen Gelehrtendünkel" zwang. Auch der Germanist E. Mogk hatte Krauses „Tuiskoland" als Makulatur bezeichnet. Die Stellungnahme der zünftigen Germanisten und sonstigen Wissenschafter zu dem Werk Krauses, das nun in H. Wirth in jedem Teil seine wissenschaftliche Begründung von den Zeichen der Sonne her erfährt, war genau dieselbe wie jetzt die gegen Teudt und Wirth, und wenn wir nun einen Satz aus der Abwehr Krauses gegen die ihn umbellende Meute der in ihren Himmelbetten aufgestörten kleinen Großgeister anführen, so tut es uns nur leid, daß wir nicht dieses ganze prachtvolle Vorwort bringen können, das noch einmal neu aufgelegt und in Hunderttausenden von Stücken in Deutschland verbreitet werden muß. Da sagt Krause: „Die Zeit ist längst gekommen, welche erfordert, daß der in Deutschland mehr als in andern Ländern wuchernden schmachvollen Überhebung der deutschen Gelehrtenzunft, die uns zum Gespött des Auslands macht, die Maske abgerissen werde." Ferner etwas, das unmittelbar an Teudt, seine Forschungen und seine Gegner herangeht: „Schliemann hatte die ganze Bande der ‚exakten' Philologen und Altertumsforscher gegen sich, als er die Stätte der homerischen Dichtungen gefunden zu haben glaubte. Die Gelehrten hielten es geradezu für unter ihrer Würde, sich mit diesen ‚Schrullen' zu beschäftigen, und ihre absprechenden Äußerungen waren derartig, daß sich die Witzblätter des gangbaren Stoffes bemächtigten." — Der zweite Satz ist eigentlich von Schuchhardt, den Krause da sprechen läßt; dieser bedeutende Mann war damals noch jung und ein Wegbahner des Geistes, und es ist einer der bekannten Witze der Weltgeschichte, daß Schuchhardt jetzt gegen den vollständigen Doppelgänger Schliemanns auf deutschem Boden, gegen den deutschen Schliemann am Teutburger Wald auftritt, der die Stätten der deutschen Helden- und Göttermären über und unter der Erde von neuem findet; auftritt gegen ihn aus dem Geist des Alterns, der auf den erreichten Bergen ausruhen und keinen neuen Geistesflug außerhalb seiner eigenen Zielflüge mehr verstehen kann und will. Es ist anscheinend das Schicksal aller in die Akademien berufenen, oder sonst gefirsteten deutschen Geistesspitzen, seit Lindenschmit, der z. B. die deutsche Bodenforschung ein Menschenalter lang in Taubheit schlug in ihren eigenen Heimaterkenntnissen.

Noch immer waren es die herrschenden Geistesmächte, die den Geist zu töten versuchen, seit dem Ketzergericht der Kirche (Inquisition) um Galilei. Man denke aus neuerer Zeit an Friedrich List, den jene neuen Ketzerrichter, die wir meinen, in den Tod trieben, an Robert Mayer, den die „Kapazität" der Zeit, Helmholtz, infam bestahl, so daß erst durch einen Engländer die deutsche Gelehrtenzunft gezwungen werden mußte, dem ebenfalls von ihr leiblich und seelisch vernichteten Mann das Urheberrecht auf seine Entdeckung zurückzugeben. Man denke an die Einführung der Eisenbahn und das Gutachten des bayrischen Ärztekollegiums, an Zeppelin und sein Werk und die haarscharfen Beweise der Naturwissenschaftler, daß er nur einen Vogel habe, aber kein Luftschiff. Man könnte einen Band mit diesen Dingen füllen, der Stoff ist auch beisammen, und er wird noch einmal hinausgehen; sie sollen es sich gesagt sein lassen, die Zeit ist erfüllt, wir werden bald zum Angriff übergehen, und wenn sie sich nicht an Worte erinnern, wie das von Wallace: „Wo immer die Männer der Wissenschaft eines Zeitalters die Tatsachen von Forschern aus „a priori"-Gründen geleugnet haben, waren dieselben stets im Unrecht",[1]) wenn sie nicht nachlesen, was der Rembrandt-Deutsche über den deutschen Professor sagte, dann wird das noch ihr eigener Schaden sein. Das deutsche Volk hat es erkannt und zieht sich bereits von den „Autoritäten", von den Professoren zurück. Das ist aber schade, wir möchten weiter, wie einst in unserer Jugend in dem deutschen Gelehrten und Professor unser Hochbild sehen.

Wir denken nicht daran, eine bedingungslose Zustimmung zu den Funden und Forschungen Wilhelm Teudts zu fordern, im Gegenteil, Teudt selbst und wir alle wünschen eine ernsthafte Schätzung und Wägung. Wir sind selbst mit Teudt durchaus nicht in allem einverstanden, das ist gar nicht nötig, der Schreiber übte Teudt gegenüber schon lebhafteste Wertungen, und Teudt sprach mir den Wunsch aus, diese fortzusetzen. Uns persönlich ist z. B. die Ortung zu Verständigungszwecken durchs Land gar nicht das Wichtigste; so wertvoll ihre Entdeckung an sich ist, könnte sie ganz fallen, ohne uns im geringsten in dem Glauben an das große Geschehen, das sich da abspielt, zu erschüttern. Der Wurf Teudts liegt uns in andrem. Wir wollen keine Himmelei, sondern Wissenschaft, aber wir lehnen uns auf gegen den Geist der Verneinung an sich aus dem trüben Strom jenes Fremdgeistes aus Griechenland und

[1]) In ähnlichen Belangen sagte Camille Flammarion: „Die Philosophen, denen dadurch ihr System umgeworfen wurde, nahmen sich vor, es nicht zu glauben."

Rom, der sich seit 400 Jahren über uns ergießt, seit der Humanei, seit der italienischen Auflebung, und die deutsche Welt mit dem Ellenmaß seiner lateinisch-welschen, kristlichen Geistesgrundlagen messen will und insgeheim, wenn auch oft sich selbst unbewußt, alles haßt, was sich nicht in den angeblichen Aufbau der deutschen Gesittung aus „Antike und Kristentum" schicken und drücken will. Wir haben dazu ganz andere Ansichten und meinen z. B., daß sich das südliche und östliche Altertum sowie das Kristentum aus uns aufbaute, aber nicht wir uns aus ihm! Das ist die Ursache insbesondere bei den mittelmäßigen und kleinen Geistern, die unsere Arbeit an der deutschen Vorgeschichte angreifen, der geheime Haß aus unbewußt unvergorenen, unduldsamen, gewissen Glaubenstrieben, uns uneigenen, fremden, mittelmeerlichen Ursprungs, gegen etwas, das sie nicht verstehen, gegen vermeintlich Heidnisches, zu dem das klassische Altertum jedoch bekanntlich nicht gerechnet wird, denn das ist griechisch und römisch, und das ist eine besondere Sache! Der Haß gegen das Neue in Deutschland, das sie sich erheben fühlen! Haß gegen die neue Gottnähe, die kommen will.

Sie haben selbst die Welscherei herbeigerufen, solange bis sie uns auch an unserem Staatsleib vernichtete. Wir wollen jetzt Deutschland herbeirufen, und darum stehen wir bei Wilhelm Teudt am Teutburger Wald, in der freundlichen Hermannstadt, in Detmold. Teudt ist aber deutlich, deutschlich, deutsch, das genügt uns! Genügt auch ihm selbst. Er reitet sein Roß weiter, und die Getreuen reiten mit, und wir alle kommen heran, Schenkel an Schenkel, und das Lederzeug glänzt funkelnagelneu, und die Säbel sind geschliffen, und so ziehen wir aus zur Hermannschlacht und wollen Rache haben! Denn darum handelt sich's, um die neue Schlacht im Teutburger Wald, die mit Wilhelm Teudt entbrannt ist. Merkt man denn nicht, was da vor sich geht, fühlt man es nicht, daß in diesen heiligen Stätten am Teutburger Wald, in denen die Väter zur Gottessonne standen, bei denen die Befreiungsschlacht der deutschen gegen die Römer geschlagen wurde, daß unter diesem Himmelsstrich das Kreißen einer neuen Geburt begonnen hat; daß der alte Zauber dieser Gottesstätten jetzt wiederauflebt, daß es kein Zufall ist, daß Teudt gerade hierher kam und gerade dieses fand, daß hier der Boden und der Himmel selber über ihm sprechen, daß hier auf der Teutburg Tiu-Donar steht und seinen Hammer geworfen hat ins Land, die deutsche Erde, den deutschen Geist neu zu erschließen und mit dem Wurf zu brechen die Fesseln fremden Geistes über uns.

Mit der Hermannschlacht waren die äußerlichen Römerfesseln über uns gesprengt. Aber nun kamen die Geistesschlachten, und eine um die andere verloren wir, und nur einmal, bei Luther, gelang ein teilweiser Durchbruch. Die gewaltigste verlorene Schlacht war die, die uns Bonifatius lieferte, der Sendbote Roms; das Römerjoch kehrte mit ihm in anderer Gestalt verstärkt zurück. Aus späterer Zeit tritt am meisten hervor die verlorene Weltschlacht der italienischen Auflebung (Renaissance) und der Geistesströmung der Humanei, die uns dem lateinischen Geist, der lateinischen Welt auslieferte und gleichsam im Weltkrieg ihren notwendigen Schlußpunkt fand. Dazwischen die verlorenen großen Franzosenschlachten, z. B. des „Empire", des Geists der Mode und Kunst des ersten französischen Kaiserreichs, das Deutschland zertreten hatte, der Kunst Napoleons, der Napoleonstil, den aber nichtsdestoweniger die Deutschen noch kurz vor dem Weltkrieg neu liebkosten. als wäre es eine Offenbarung ihres Urgeistes. Rokoko, Empire, Barock! Darum auch drücken uns jetzt die Franzosen und selbst die unterwertigen Italiener, die bekanntlich erst nach den Schlachten siegten, in die Gosse. Das sind die verlorenen deutschen Weltschlachten; der Weltkrieg ist daneben nur eine kurze Zeiterscheinung, die wir in ihren Auswirkungen in mindestens zwanzig Jahren fast völlig wieder beseitigt haben werden. Denn jetzt beginnt der deutsche Geist seine Weltschlacht zu schlagen, und diesmal werden wir siegen.

Es geht in Detmold nicht um einige richtige oder falsche Himmelslinien,, nicht um Türme und Felsen, sondern um den deutschen Gedanken, der bestimmt ist, aus der welschen Umnachtung hier neu geboren zu werden. Und dazu ist uns gewiß der Name Teudt ein Sinnbild! Hier am Teutburger Wald ist in diesem Zeichen die neue Hermannschlacht der endgültigen Befreiung Deutschlands vom welschen Joch entbrannt, hier reiten sie auf den Rossen dem noch viel schlafenden Heer voran, die Recken, hier werden immer neue Kriegerscharen zusammenströmen, solange bis alle kommen und Hermann selber auf der Teutburg von dem Walhall, auf dem er steht,

herabsteigen und sein Schlachtschwert hineinschwingen wird. Und eine feine Weise aus den Anfangstagen des Kriegs kommt mir jetzt in den Sinn:

Wir reiten in die Weiten,
das Fähnlein weht im Wind,
viel tausend mir zur Seiten,
die ausgezogen sind — —.

Um Hethi.

Von Wilhelm Teudt.

In Nr. 12 der Vaterländischen Blätter, Beilage der Lippischen Landeszeitung, Detmold, Dezember 1930, hat Herr Geheimrat Dr. Kiewning, Detmold, einen im Naturwissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrag veröffentlicht, in dem er sich eingehend mit meinen Untersuchungen über Hethi, dem ersten Gründungsort des Klosters Corvey, beschäftigt. Während ich nachweise, daß dieses Hethi nicht im Solling lag, wohin man es erst 800 Jahre nach dem Ereignis zu verlegen gesucht hat, sondern höchstwahrscheinlich der alte Gutshof Oesterholz gewesen ist, gibt Kiewning zwar die Unsicherheit der Solling-Überlieferung zu, verteidigt sie aber nach Möglichkeit und lehnt Oesterholz ab. Der Artikel ist eine Aneinanderreihung kritischer Bemerkungen gegen mich. Der mit dankenswerter Offenheit mir mitgeteilte Zweck ist, zu zeigen, daß die Behandlung dieser Frage bei mir in unzureichenden Händen gelegen habe. Es ist richtig, daß ich kein Historiker von Beruf bin; immerhin ist aus meinem kirchengeschichtlichen Studium und den Kollegs, die ich einst hörte, als mich eine Zeitlang der Gedanke bewegte, Historiker zu werden, soviel bei mir hängen geblieben, daß mir die Methode und Handhabung der Geschichtswissenschaft kein Geheimnis der Fachleute bedeutet.

Ich bedauere, daß mich Herr Kiewning in die Lage versetzt hat, ihm erwidern zu müssen und nachzuweisen, daß seine Bemängelungen hinfällig sind und daß sie zu einem erheblichen Teile auf ihn zurückfallen.

Meinen Lesern, die mit mir hinsichtlich des Germanentums eine den neueren Erkenntnissen entsprechendere Geschichtsschreibung und insbesondere eine kritischere Behandlung der Schriften des Bekehrungszeitalters fordern, wird es nicht unwillkommen sein, einmal einen Einblick in die Arbeit mit ihren Einzelheiten zu bekommen. Auch werden sich die Interessenten meiner Hethithese freuen, daß sie solch ein examen rigorosum so vortrefflich bestehen kann.

K. beginnt seinen Artikel damit, meinen Gebrauch des Namens „Hethi" zu beanstanden: es müsse quellenmäßig „Hethis" heißen.

Daß Hethi (nicht Hethis) aus gutem Grunde der gebräuchliche Name des Ortes ist, daß nicht nur Fürstenberg, sondern auch die neueste Geschichte Corveys von Karl Thiele (Höxter 1928), ja auch die allerneueste Behandlung des Gegenstandes durch Professor Wurm in der Festschrift zur Erzbistumserhebung (Oktober 1930) Hethi hat, ist Herrn Kiewning unbekannt geblieben, andernfalls würde er seine gegenstandslose Rüge unterlassen haben. Der gute Grund, weswegen man Hethi (nicht Hethis) sagt, liegt darin, daß ein Übersetzer auch die Ortsnamen, wenn er kann, in deutscher Sprache zu geben hat. Wenn im Lateinischen „Roma" steht, sagt man im Deutschen „Rom". Auch „Hethis" ist nichts weiter als „Hethi" mit der fremden Ortsnamenendung s.

Aus etwa derselben Zeit (von 836 ab), wie unsere Quellenschrift Translatio St. Viti (Eine Geschichte der Überführung von heiligen Gebeinen nach Corvey), stammen die beiden Schriften „Ex vitis Adelhardi et Walae". Der Verfasser ist nicht genannt. Daß Radbertus, einer der ersten und bedeutendsten Mönche Corveys, der Verfasser sei, ist bezweifelt. Es fehlt die Ursprünglichkeit und Anschaulichkeit der Schilderung, auch da, wo man sie zwischen der sonstigen schwülstigen Schreibweise erwarten müßte, z. B. bei dem Bericht über Adalhards Rückkehr aus der Verbannung, bei der der Verfasser zugegen gewesen sein will. Die beiden Schriften, die im Band der „Monumenta Germaniae" unmittelbar vor der Translatio stehen, sind nicht zu übersehen. Ich habe sie durchgesehen und enttäuscht beiseite geschoben, weil sie nichts zur Hethifrage beitragen.

Kiewning aber, der meine Nichterwähnung dieser Schriften rügt, glaubt aus zwei Worten eines hierunter mitgeteilten Satzes etwas herauslesen zu können, was gegen meine Auffassung der Hethifrage spricht. In beiden Punkten aber bewegt sich Kiewning ganz und gar in Irrtümern. Vorher ist berichtet:

Adalhard durfte aus Monte Cassino „ad fines patriae" (ins Vaterland) zurückkehren, „pervenit ad fines romanorum" (kam ins Römerland), begab sich nach Corbie in Gallien, war als Verbannter auf der Insel Herium und kam schließlich „usque ad fines Saxoniae" (ins Sachsenland). Fines im Plural muß in den erwähnten Fällen, wie fast immer, mit „Gebiet" oder „Land" übersetzt werden; besonders aber im letzten Falle, wo ja sonst an die Westgrenze gedacht werden müßte, wenn es hier Grenze hieße. Kiewning übersetzt „bis an die Grenzen Sachsens". Er stellt sich die Weser, oder das Weserland, wo Adalhards Reiseziel Hethi nach üblicher Meinung lag, als Grenze Sachsens vor, wie auch aus den Schlußsätzen seines Artikels hervorgeht. Oesterholz habe nie an den Grenzen Sachsens gelegen und käme deswegen nicht in Betracht. Kiewnings Vorstellung vom Sachsenland ist falsch. Denn die Weser floß mitten durch Sachsenland; seine Ostgrenze war an der Elbe! Wir haben es hier demnach mit einem sprachlichen und einem geographischen Irrtum Kiewnings zu tun.

Noch unzutreffender ist die Übersetzung im zweiten Punkte, wo Kiewning aus der „cellula parvissima" das ganze Kloster macht — ein Kloster, zu dem schon ein Zustrom von Mönchen stattgefunden hatte, und in dem sich eine Schule befand. Das ist eine sprachliche Unmöglichkeit. Kiewning will mit der „cellula parvissima" beweisen, daß Oesterholz mit seinen Baulichkeiten nicht gemeint sein könne. Was heißt parvissima cellula? Es ist „eine sehr kleine Zelle". Der deutliche Sinn der Stelle ist, daß Abt Adalhards Demut hervorgehoben werden soll: er wollte eine sehr kleine Zelle, die der jüngere Adalhard zu bauen begonnen hatte, bewohnen. Da er alsbald der bereits eifrig betriebenen Verlegung des Klosters zustimmte, wird die „cellula parvissima" gar nicht vollendet sein.

Damit kommen wir zu der wichtigen Frage der drei Parteien, in die sich die Klosterleute gespalten hatten. Vorher aber ein Wort zu den Personenfragen um die beiden Adalhards. Sie befinden sich in einer Verwirrung, in die auch die Vita Adalhardi keine Klarheit bringt, wie man erwarten möchte. Wenn wir nicht überhaupt verzichten wollen, müssen wir uns aus verschiedenen Nachrichten das Glaubwürdigste zusammenstellen. Wer in Hethi während der Verbannung Adalhards als Zwischenabt oder Vorsteher oder Prior für den Rückgang des anfänglich aufblühenden Klosters verantwortlich war, ist ganz unwichtig, jedenfalls aber nicht so klar, wie es Kiewning (nach der Vita Adalhardi) annimmt. Schlimmer ist das Dunkel, welches über den Lebensumständen des älteren Adalhards schwebt, da er zweifellos als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in Karls letzter und Ludwigs erster Regierungszeit gerechnet werden muß. Daß Adalhard Sachse und nicht als Vetter Karls des Großen ein Franke war, woran Kiewning festhält, wird uns zur Gewißheit, wenn uns die übliche Unglaubwürdigkeit der Stammbäume jener Zeit auch bei Adalhards Stammbaum in der kurzen Lebensbeschreibung der Patrologie in Migne (Bd. 105, S. 534) entgegentritt. Die durch nichts begründete Annahme einer unehelichen Geburt seines Vaters muß zur Stütze der Verwandtschaft mit den Karolingern dienen! Sein angebliches Patrimonium in Belgien wurde nach einer anderen Nachricht nicht von ihm, sondern von einem Grafen Conradus an Corbie verschenkt. Seine Mutter war Sächsin, seine Brüder Wala und Bernarius werden als Sachsen bezeichnet. Wegen des politischen Verhältnisses zwischen Franken und Sachsen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts ist es in hohem Grade unglaubhaft, daß eine sächsische Edle eine Mischehe mit einem unehelichen Sohne Karl Martells eingegangen sei. Auch über der Chronologie im Leben Adalhards, über den wirklichen Ursachen der Verbannnung und der Ungnade, in die er verfallen war in ihren verschiedenen Phasen, schwebt ein Dunkel. Die Verbannung selbst ist unzweifelhaft. Diese Tatsache erlaubt nicht nur, sondern zwingt logisch zur Annahme der schweren Kämpfe um Adalhard und sein Hethi. Denn sie haben auch auf dem Reichstage zu Paderborn 815 ihre Wirkung ausgeübt.

So ist die Zerklüftung der Klosterleute in drei Parteien eine durch die bekannten Umstände wohl begründete Nachricht. Die Stelle in der Quellenschrift lautet:

„Sed cum magna habitatoribus ingrueret necessitas, ad hoc ventum est, ut se in tres partes dividerent cum prioribus singulis. Interim necessitas vertitur in voluntatem, omnes pariter de mutatione loci tradere coeperunt." Zu deutsch: „Da aber große Bedrängnis über die Bewohner hereinbrach, kam es soweit, daß sie sich in drei Parteien teilten mit einzelnen Oberen. Inzwischen führte die Not zu einem Entschluß, sie begannen alle in gleicher Weise von der Ortsänderung zu reden."

Die Nachricht ist außerdem sprachlich ganz eindeutig. Kiewnings Übersetzung, als ob die „tres partes" auch eine Einteilung der Mönche unter je einem Prior hätten sein können, ist unrichtig. Wenn eine derartige Einteilung gemeint ist, sagt der Lateiner ordo, classis oder auch coetus; dagegen bedeutet partes immer „Parteien", die sich selbst gebildet haben. In eben diesem Sinne wirkt auch der Wortlaut des ganzen Satzes schlechthin überzeugend.

Es ist selbstverständlich, daß die Translatio bei dem allen die offizielle Begründung der Flucht aus Hethi mit dem Hunger aufrecht erhält; aber sie hat doch geglaubt, durch obigen kleinen Einblick in die inneren Zustände den Zusammenbruch erklärlicher machen zu müssen. Also mit der Leugnung der Parteien in Hethi ist es nichts.

Daß die zum Verlassen Hethis führende Bedrängnis nicht in der Unfruchtbarkeit des Platzes bestanden hat, sondern ganz anderer Art gewesen sein muß, habe ich durch allgemeine Gründe und aus dem durchgeschlüpften, einem aufmerksamen Auge sich zeigenden Widerspruche der Translatio erwiesen. Es ist ein vergebliches Bemühen Kiewnings, den Widerspruch dadurch hinwegdeuten zu wollen, daß er ganz willkürlich annimmt, der sorgfältig erwählte gute wasserreiche Platz sei nicht genommen, und stillschweigend, zwei Seiten weiter, sei dann von einem ganz anderen unfruchtbaren und dürren Platze (der die Hungerthese begründen muß!) die Rede.

Ich schließe aus diesem Widerspruche (und sonstigen Widersprüchen in der landläufigen Hethigeschichte) sowie aus den religiösen und kirchlichen Zuständen Sachsens in den schlimmsten Jahren der Bekehrungszeit bei Ludwigs Regierungsantritt, daß es nicht die äußeren, sondern die inneren Nöte waren, die zur Preisgabe des „guten Platzes" geführt haben.

Wenn Kiewning fragt, woher ich solche Weisheit hätte, von der kein Wort dastånde, so lautet meine Gegenfrage: Wenn es in Hethi schlimm und unrühmlich für die römisch-westfränkischen Gewalthaber hergegangen ist, glaubt Kiewning wirklich, daß uns das brav mitgeteilt wäre? Hier scheint mir eine Kluft zwischen bloßem archivarischen Denken und geschichtlichem Denken vorzuliegen, eine Kluft, die durch Kiewnings Artikel weit aufgerissen wird.

Das Gesagte sind Proben. Eine Besprechung aller Sätze, besonders der Urteile Kiewnings, die aus seiner so völlig entgegengesetzten Einstellung zu den Dingen geboren sind, sowie deren Zurückweisung, die nur wenige Sätze verschonen könnte, würde zu lang werden. Ich will noch einige sachlich wichtigere Punkte besprechen.

Kiewning wendet sich auch gegen meine Heranziehung Letzners (ohne e in der Mitte, worauf K. mit Recht aufmerksam macht). Schriftsteller, wie der unzuverlässige Letzner, pflegen von der Geschichtsschreibung genau so behandelt zu werden, wie ich es tue: Prüfung der Nachrichten von Fall zu Fall. K. möchte Letzner als Quelle völlig ausschalten, weil L. sich bei einer Reihe seiner Nachrichten auf eine Chronik beruft, die ein Mönch Conradus Fontanus geschrieben haben sollte. Diesen Mönch hat es nicht gegeben; ist deshalb L. ganz zu verwerfen? Mir stellt sich die Sache so dar: Entsprechend der Mentalität seiner Zeit, die noch autoritätsgläubig genug war, brauchte L. Autoren, auf die er sich berufen kann. Solche fehlten ihm natürlich für die mündliche Überlieferung, so daß er sie erfinden mußte, wenn er sie nötig hat. In durchsichtiger Weise nennt er in diesem Falle den Gewährsmann Fontanus, „den Mann der Quelle". So deckte er sich gegen den Vorwurf, er berichte nur vom Hörensagen. Unter jenem Namen kann L. nun Wahres, das in der Überlieferung fortlebte, und Erdichtetes bringen. Die Entscheidung über wahr und falsch bleibt der persönlichen Beurteilung der Gesamtlage überlassen, — genau so wie es Kiewning macht, wenn er eine Angabe Letzners, die auf „Fontanus" zurückgeht, gegen die Gleichstellung Hethi = Österholz benutzt. K., der, wie alle Verteidiger des Sollings, auf Letzner als dem Verbreiter der Sollingthese fußen muß und nur eine seiner Nachrichten (die Sinkbachentstehung), die ihm nicht paßt, ohne jeden Grund als Fälschung streicht, hat am wenigsten das Recht, meine Heranziehung Letzners zu tadeln. Aber die Unwetter- und Sinkbachgeschichte ist eins der beachtenswertesten Stücke seiner Nach-

richten. In seiner greifbaren, die Wundersucht befriedigenden Prägnanz entspricht es den Anforderungen, die bei einer vielhundertjährigen Überlieferung erfüllt sein müssen. Es handelt sich um ein Wunder, dessen gläubige Hinnahme ins Denken der Menschen durch das in der Natur wirklich vorkommende Versinken von Quellen außerordentlich befördert wurde. Für die Nachdenklichen brachte das Wunder eine annehmbare Begründung dafür, daß aus dem fruchtbaren Platze so schnell ein unfruchtbarer geworden war. Daß aber die Geschichte nicht als reine Erfindung angesehen werden kann, sondern daß die Urheber eine greifbare Unterlage hatten, das zeigt der nicht erfindbare Rotenbach, der noch heute bei Oesterholz als Sinkbach fließt.

Soweit jedoch Letzner seine Hethinachrichten auf Neuhaus im Solling bezieht, stimmt *nichts*. Nicht nur meine in Neuhaus lebenden Gewährsmänner wissen von Abtswiese und sonstigen klösterlichen Flurnamen nichts, sondern es sind auch die von mir veranlaßten Nachforschungen in den alten Karten und Akten des Holzmindener Katasters und des dortigen Amtes ergebnislos gewesen. Die besonderen Nachrichten Wigands über eine Abtswiese scheinen sich auf eine Abtswiese irgendwo anders zu beziehen. In Wiegands Äußerungen zur Sache ist nicht deutlich genug zu erkennen, in welchen Punkten er auf den *von ihm zitierten* Letzner, Falke und Hamelmann fußt; erwürde die beiden ersten nicht als Gewährsmänner genannt haben, wenn er sich selbst von dem Vorhandensein der Flurnamen überzeugt hätte. Hier hat wohl, in seiner eifrigen Überzeugung, daß Neuhaus der Ort Hethis sei, und daß Letzner die Namen aus alten Registern haben müsse, sein Scharfblick und seine Vorsicht versagt, wie er ja auch bei seiner Erklärung der zweitägigen Reise von Neuhaus nach Corvey zu einer ganz unglaubhaften und quellenwidrigen Meinungsäußerung gelangt ist. Wenn wirklich zu Wigands Zeiten (1841) die Flurnamen noch feststellbar gewesen wären, dann ständen wir vor folgender nahezu unmöglichen Tatsache: seit der Hethizeit, also über 1000 Jahre lang, hätten sich die Namen erhalten und wären dann in den letzten 90 Jahren spurlos aus den Fluren und Registern verschwunden, und nicht nur einer oder zwei, sondern alle vier! Ähnlich ist es mit den Mauerresten, von denen niemand etwas weiß. Im übrigen ist natürlich das Vorkommen von klösterlichen Flurnamen noch längst kein Beweis, daß Hethi an der Stelle gewesen ist, zumal wenn durchschlagende Tatsachen *dagegen* sprechen. Auch K. drückt sich trotz seiner Bemühungen zur Rettung der Neuhaus-Tradition sehr vorsichtig aus: „Einige Flurnamen bei Neuhaus, wie Abtswiese und Mönchskloster (? d. Verf.) scheinen sie (scil. die Tradition) nicht auszuschließen.“

Und nun die bestimmte, mit greifbaren Daten gebrachte Nachricht unserer grundlegenden Quellenschrift, daß die aus Hethi abziehenden alten Mönche und Klosterschüler (senes et pueri) mit ihren Habseligkeiten mindestens eine Reisenacht eingelegt haben. Die Stelle lautet:

Septimo calendas namque eiusdem mensis surrexerunt a loco, quo usquequaque habitaverant, cum omni suppellectili sua, senes et pueri, et alia die venerunt ad locum destinatum, et celebraverunt missarum solemnia . . .

Die Mönche sind erst, um von Hethi nach dem neuen Platze (Corvey) zu kommen „alia die“ (am anderen Tage oder an einem anderen Tage) angekommen. Sie könnn also sogar mehrere Nächte unterwegs gewesen sein, was zwischen Corvey und Oesterholz wahrscheinlich, zwischen Corvey und Neuhaus aber ganz unmöglich ist. Wie kann diese unanfechtbare Nachricht von den Verteidigern der Sollinghypothese als passend für den Weg von Neuhaus nach Corvey verteidigt werden?

Falke verzweifelt an der Möglichkeit der Verteidigung und wollte deswegen die ganze Translatio als unecht verwerfen, um auf so gewaltmäßige Weise die Sollinghypothese zu retten. Wigand bedient sich der unglaubhaften Ausflucht, daß ja die Mönche vielleicht das Gepäck vorausgeschickt und selbst am folgenden Tage nachgefolgt seien — eine Ausflucht, die auch mit dem Wortlaut der Nachricht nicht vereinbar ist. Kiewning glaubt eine andere Erklärung gefunden zu haben. Er unternimmt es, den Weg von Neuhaus bis Corvey als so schwierig hinzustellen, daß er in einem Tage nicht gemacht werden konnte. Aber er hat es wohl unterlassen, sich einmal eine gute Karte (Meßtischblätter) der Gegend anzusehen, woraus die topographischen Einzelheiten, wie die Höhenverhältnisse, sowie alle Wege ersichtlich und beurteilbar sind. Er würde sonst zunächst mein Versehen, daß die *Luft*linie nicht 11 km, sondern nur 8,4 km beträgt, bemerkt und dann die übrigen Umstände beachtet haben, die seine Ansicht hinfällig machen. Von Neuhaus führt

der bequeme und stets bequem gewesene alte Waldweg, teilweise mit Parallelwegen, in gleichmäßigem, für den Abstieg höchst angenehmen Gefälle von Neuhaus über Höhe 406 in 9 km *Weg*länge in gerader Richtung auf Corvey. Er zielt auf einen hochinteressanten Punkt an und in der Weser. Das braunschweigische Land hat hier einen kleinen Grenzzipfel — 350 m breit —, der genau bis mitten in die Weser geht. Die alten, von Norden, Süden und Osten (Neuhaus) her zusammenlaufenden Wege reden ihre unverkennbare Sprache, daß an dieser Stelle — Corvey gegenüber — der Ort für den Weserübergang (Fähre) sich befand und sich längst befunden hat, ehe die alte Stadt Höxter sich noch einen anderen Übergang verschaffte. Die Stelle ist naturgegeben durch die Höhen- und Überflutungsverhältnisse. Den von Kiewning gebrauchten Ausdruck „Urwald“ hat er selbst nicht streng gemeint, da er ihn auch auf den jetzigen Waldzustand bezieht; er wäre für einen Wald, der unmittelbar an der seit Urzeiten besiedelten Weser liegt, für das Jahr 822 auch gar zu verfehlt.

Von Neuhaus bis zur Fähre konnten die senes et pueri, auch wenn wir den halbverhungerten Klosterleuten einen ganzen Reichtum an Vieh und fürstliches Gepäck zubilligen wollen, in 3 Stunden, je Stunde 3 km ohne Beschwerlichkeit kommen. Wir können ihnen aber auch 6 Stunden oder 9 Stunden für die 9 km zugestehen; sie hätten dann noch immer bei Tageshelle an der Fähre ankommen und ihren dort arbeitenden Klosterbrüdern ihr „Holüber“ zurufen können.

Nach dem Dargelegten hätte sich Herr Kiewning weder Sorge um den Weserübergang, noch um den Umweg machen brauchen. Für den Umweg über Fürstenberg oder Meinbrexen rechnet er erstaunlicher Weise eine Länge bis zu 30 km heraus. Diese Wege sind aber nur halb so lang! Man sehe sich dazu die Karte und die Gebirgsverhältnisse an!! Mit dem schwierigen und langen Reisewege von Neuhaus nach Corvey ist es also nichts, vielmehr schließt diese Nachricht der Translatio Neuhaus im Solling absolut aus.

An die sechsjährigen Mühen scheint die „Translatio“ mit dem hier kaum verständlichen mönchslateinischen Worte „usquequaque“ erinnern zu wollen; ich habe die passendste Übersetzungsmöglichkeit gewählt und durch „Dauer“wohnung dem Worte Rechnung zu tragen gesucht; K. hat dies übersehen.

Ist der Solling erledigt, so stehen wir vor der ganz neu zu beantwortenden Frage: Wo war Hethi?

Ich gelange mit einem Vorbehalte zu dem Satze: es lag in Oesterholz. Kiewning aber verrät seine Voreingenommenheit gerade gegen diesen Ort durch die merkwürdige Aufforderung „schweigen wir lieber darüber“! Sollte nicht Abneigung gegen Oesterholz unbewußt mitgewirkt haben, wenn Kiewning die Augen verschließt gegen die damalige Lage Paderborns, welches für sich ein Kloster brauchte und haben wollte, nicht eine Missionsstation jenseits der Diözesangrenze?

Damit kommen wir zu dem für uns wichtigen quellenmäßigen Erfordernis, daß Hethi im Paderbornschen zu suchen ist. Auch dadurch scheidet der Solling aus, Oesterholz aber tritt in das Blickfeld unserer Frage ein.

Es ist ein vergebliches Bemühen, den Solling für die Zeit Ludwigs des Frommen in die Diözese Paderborn mit einbeziehen zu wollen. Auf den Umfang der Diözese werden wir dadurch hingewiesen, daß 795 der westfälische Missionsbezirk Sturms von Fulda (mit der Weser und Diemel als östliche Grenze) zur Diözese Paderborn erhoben wurde. Daß dies auch die jetzige amtliche Auffassung Paderborns ist, geht aus der erwähnten Festschrift vom 10. Oktober 1930 (Prof. Wurm) hervor. Aus ihr ersehen wir ferner, daß das Bistum Hildesheim bereits 815, also im gleichen Jahre mit Hethi, begründet worden ist, nicht erst zwischen 829 und 847. Außerdem war der Kirchenbezirk Einbeck bereits vorher da, so daß die Frage: „Welche Diözese sollte für den Solling in Frage kommen?“ gegenstandslos ist.

Ganz unbegreiflich aber ist nun das Kartenlesen Kiewnings. Man sehe sich Fürstenbergs Originalkarte der Diözese Paderborn für diese sächsische Zeit genauer an! Mit einer Grenz*linie* ist die Diözese nach keiner Himmelsrichtung umzogen. Jedoch ist der Ausschnitt der Karte so gewählt, daß das ausdrücklich als „Ostfalen“ gekennzeichnete Land östlich der Weser auf der Karte fehlt, d. h. nur soweit sichtbar ist, als es in den kleinen Krümmungen der südnördlich fließenden Weser, die den östlichen Abschluß bildet, Platz hatte! In diesen Krümmungen ist nur Waldsignatur als Füllsel. Auf die Einzeichnung der auf dem östlichen Weserufer liegenden Orte (Lüchtringen, Holzminden usw.) hat Bischof Fürstenberg verzichtet, weil er sie eben

nicht als zur Diözese gehörig rechnete! Micus, sein Übersetzer und Korrektor der Karte, läßt dann auch die Waldsignatur noch weg und zeigt das Land jenseits der Weser als weißes Papier. Ergebnis: Paderborn reichte bis zur Weser.

Prof. Wurm macht a. a. O. mit Recht dann noch auf die Nichtzugehörigkeit des weltlichen Güterbesitzes Corveys (der z. T. auch östlich der Weser lag) zum Diözesangebiet aufmerksam. Kiewning aber will umgekehrt mit dem (späteren!) östlichen Besitz Corveys den Diözesanbezirk Paderborns zur karolingischen Zeit über die Weser erweitern! Wie kann man gegen alle diese Zeugnisse angehen wollen?

Unverständlich ist, daß Kiewning glaubhaft machen möchte, der Name Hethi spräche gegen Oesterholz, weil Oesterholz ja schon seinen Namen (Astanholte) gehabt habe! Entweder war Hethi der eigentliche Klostername, wie es bisher einfach angenommen ist; oder Hethi war der volkstümliche Name (der Patron Hethis, der natürlich nicht gefehlt hat, ist aus begreiflichen Gründen für das neue Corvey nicht wiedergenommen, sondern durch den des hl. Stephan ersetzt worden); oder Hethi bezeichnete nur die Ortslage unter Verschweigung des eigentlichen Klosternamens. In allen drei Fällen spricht Hethi-Heide gegen den Solling und für das in der Heide liegende Oesterholz. In keinem Falle aber konnte der Name Astanholte ein Hindernis für den Namen eines neugegründeten Klosters sein, wie K. meint.

Der höchst auffälligen Tatsache eines in Oesterholz vorhandenen Sinkbaches namens Rotenbach (der in der Tradition bei Letzner und Schaten eine große Rolle spielt) entzieht sich K. kurzer Hand dadurch, daß er diese eine Nachricht für eine Fälschung erklärt, ein bequemes Verfahren, welches bereits oben erörtert ist.

Davon, daß der Rotenbach mit der Haustenbeke nichts zu tun hat, hätte sich Kiewning durch Einblick in eine gute Karte überzeugen können.

Für die einleuchtenden inneren Gründe, wie ich sie in meinem Hethiartikel entwickelt habe, ist bei Kiewnings rein archivalischer und archivarischer Einstellung kein Verständnis zu finden. Mit meinem Versuch, die Vorgänge aus den treibenden Kräften jener gährenden Zeit heraus zu verstehen und anschaulich zu machen — wie es dem Geschichtsschreiber zusteht und ansteht —, ist er sehr unzufrieden und sieht darin „mystische Verstiegenheit". Es lohnt sich nicht, mit ihm darüber zu streiten. Will er bei seiner rein äußerlichen Behandlung einer solchen Frage bleiben, die hier, wie wir sahen, auch als solche so schlechte Früchte getragen hat, und will er den Schreibern jener Zeiten nicht schärfer auf die Finger sehen, so halten wir unsererseits diese Weise für genügend ausgedroschen und gänzlich unfruchtbar. Durch sie ist uns bisher der Blick für die wahren Vorgänge der Bekehrungszeit getrübt und das Eingangstor zur germanischen Vergangenheit unseres Volkes verriegelt. Wir aber brauchen Geschichtsschreibung entsprechend den Erfahrungen und Kenntnissen unserer Zeit.

Feuer ist das Beste dem Volke der Menschen
und die Gabe, die Sonne zu schau'n;
dazu, wenn es sein kann, Gesundheit des Leibes
und ein Leben der Laster ledig.

Ganz elend ist keiner trotz üblen Siechtums:
dem einen gibt Segen ein Sohn,
dem andern Verwandtschaft, und Wohlstand dem dritten,
dem vierten ein würdiges Werk.

(Eddischer Spruch aus dem Havamal.)

Die Teutoburg des Tacitus, jetzt die Grotenburg genannt.

„Die Erinnerungsstätte macht ein wesentliches Stück des Wertes einer Erinnerung aus." (Teudt, Germanische Heiligtümer, 1931[2], S. 176, im Kapitel über die Teutoburg.)

Überall in Deutschland ist unendlich viel zerstört worden und wird noch heute zerstört, ohne daß eine Notwendigkeit dazu vorläge. Auch die Anlagen auf dem Teut sind nicht verschont geblieben. Von dem, was verloren gegangen, kann man sich ungefähr ein Bild machen, wenn man die Beschreibung liest, die der Fürstl. Lipp. Archivrat Christian Gottlieb Clostermeier 1822 gegeben hat. Als Verlust ist — wenigstens teilweise — auch die Veränderung des gesamten landschaftlichen Bildes zu rechnen, der Aufstieg zur Grotenburg durch Fichtenstangenholz ist an manchen Stellen wirklich nicht erfreulich.

Außer dem Tatsächlichen ist auch Clostermeiers grundsätzliche Einstellung beachtenswert. Er arbeitet durchaus als Wissenschaftler, aber er behält sein Herz warm. Das erkennt man aus den Schlußworten unseres Auszuges, das zeigt auch der Satz, den er seinem Buche voranstellt: „Was die neuere Zeit Eigenthümliches hat und Ausgezeichnetes in Art und Bildung; das stehet auf dem großen Tage im Teutoburger Walde. (Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten. Von Heinrich Luden in Jena. Zweiter Theil. S. 37.)"

Der folgende Auszug stammt aus dem Buche „Wo Hermann den Varus schlug" (Lemgo 1822, S. 118 ff.). Es ist zu betonen, daß in der Wiedergabe der Clostermeierschen Ansichten über Aliso usw. nicht auch ohne weiteres Zustimmung gesehen werden darf.

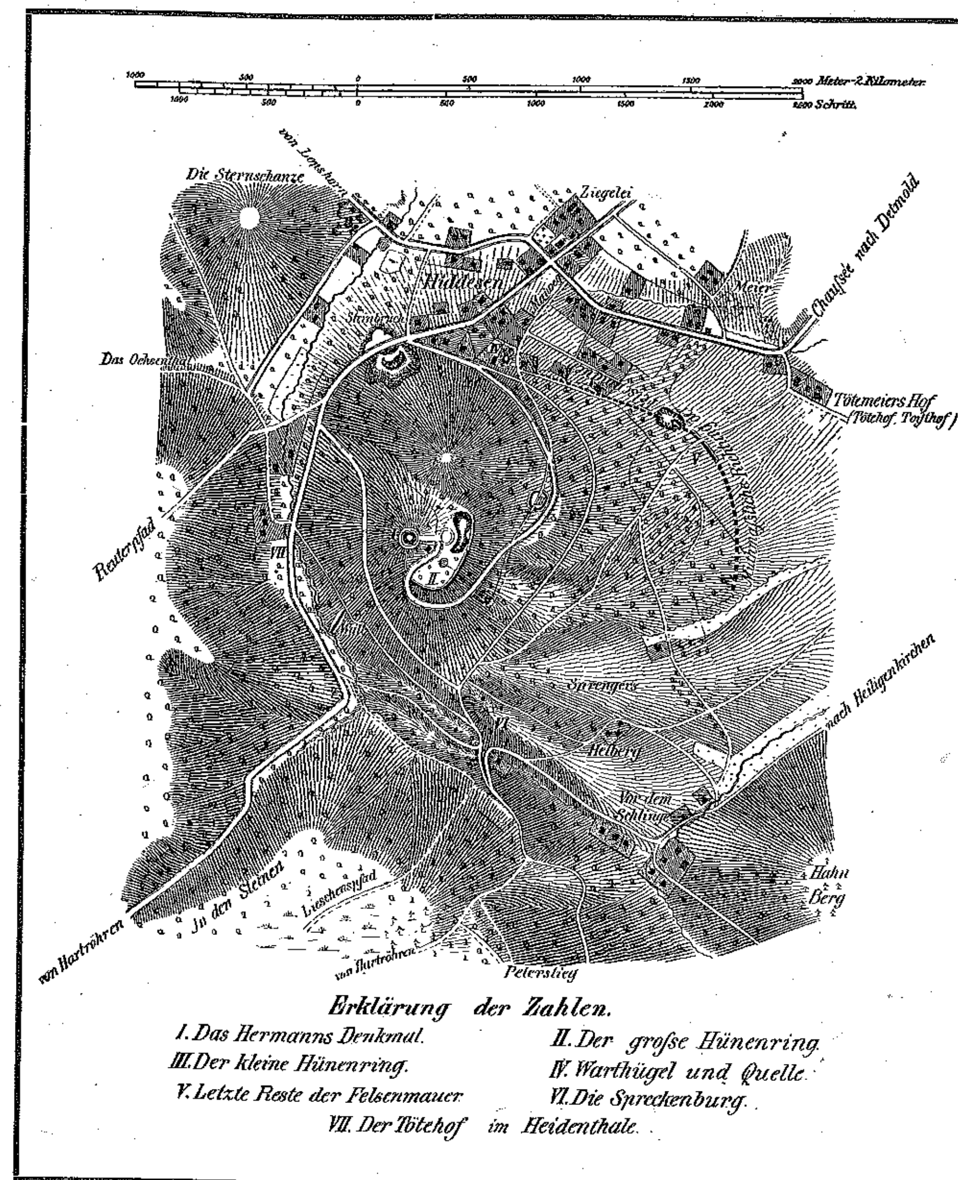
„Daß der, in der zweiten Bergreihe des lippischen Waldgebirges weit in stolzer Wölbung sich über alle seine Nachbarn erhebende, und dieselben gleichsam beherrschende Berg, welcher denjenigen, welche sich von Herford, Lemgo oder Barntrup der Stadt Detmold nähern, unmittelbar hinter derselben kühn emporstrebend, in die Augen fällt und die Grotenburg genannt wird, nach klaren archivalischen Nachrichten noch im 16. Jahrhundert der Teut hieß, und daß eben deswegen der am Fuße desselben liegende Meyerhof, der Teuthof, und der Besitzer desselben der Teutemeyer genannt wird, ist oben schon angezeigt worden. Über die Bedeutung und die Vorkommenheit des Wort Thiod, Thiat, Thoyt, Thiet, Teut, oder wie man dasselbe sonst noch geschrieben hatte, mich zu verbreiten, ist hier der Ort nicht. Ich bemerke nur, daß noch jetzt in der Westphälisch-niederdeutschen Mundart des Lippischen Volkes das Wort Teut Vater heißt, und daß die Grotenburg mit Recht der Vater aller umliegenden Berge genannt wird, weil diese sich an jene, gleichsam wie Kinder an ihren Vater angeschmieget zu haben scheinen[1]).

Auf diesem, 6 bis 700 Fuß über der Werre aufsteigenden, Teut, oder Bergvater findet man Staunen erregende, zum Theil noch fast unversehrte Steinwälle, wie solche noch ungeschwächte altdeutsche Kraft aus rohem Felsen auf zu arbeiten vermochte. Ein, an zwanzig Jahrhunderte grenzendes Alter wird schwerlich jemand diesen, der Vergänglichkeit trotzenden Arbeiten der Urbewohner des Landes abzusprechen wagen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben mit der Römischen Feste Aliso gleichzeitig sind.

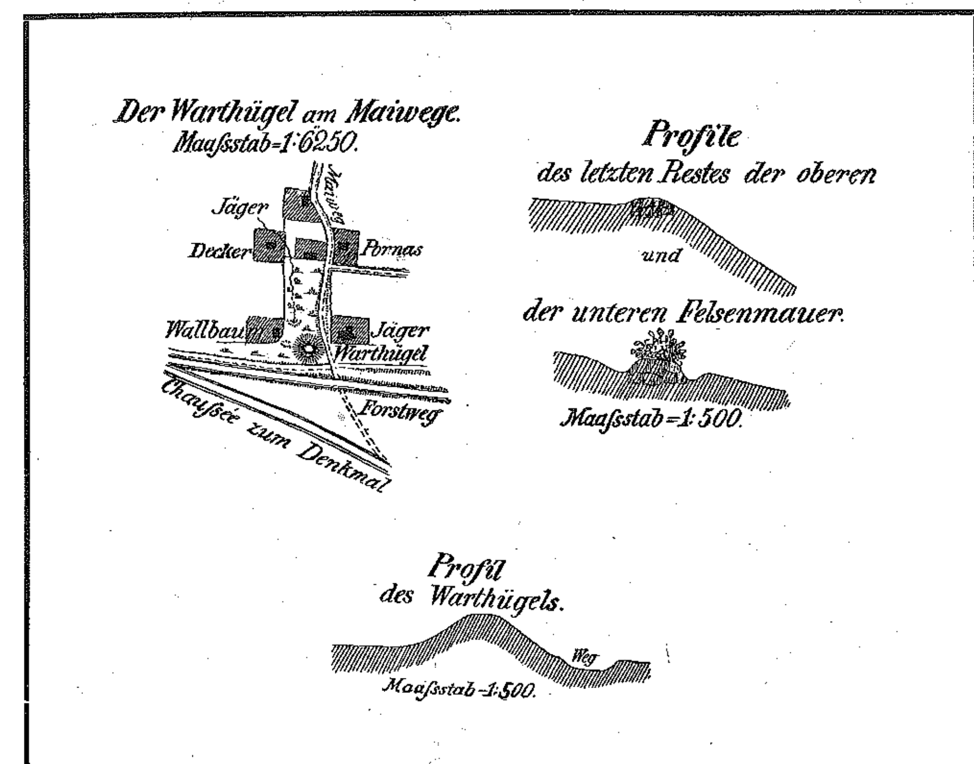
Als die Cherusker an dem Bau dieser Feste, und in den Zügen der Römer an die Weser und Elbe Unternehmungen erkannten, welche auf dauernde Eroberungen, auf die Unterjochung der Völker zwischen dem Rhein und der Elbe berechnet zu seyn schienen: so haben jene ohne Zweifel zur Reaction gegen die Plane der Römer auch ihre Maaßregeln genommen. Der vor ihren Augen entstandenen Römischen Festung ein Werk ihrer Art entgegenzusetzen, war wohl der erste Gedanke, der sich ihnen darstellte, und zur Ausführung desselben gewährte ihnen der Teut den schicklichsten Punct. Die beiden kahlen (von uns gesperrt) Platten desselben, welche, wegen ihres steinigen Grundes nie Bäume trugen,

[1]) Auch im Amte Sternberg an der Straße von Lemgo nach Hameln findet sich ein hoher Berg, welcher der Teut genannt wird.



„Die Grotenburg und die Umgebung derselben."
(Verkleinert nach L. Hölzermann, Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken betreffend. Münster 1878. — Karte XLIX.)

gestatteten eine überaus weite Aussicht; die ganze Römerstraße an der Werre bis Herford lag vor derselben offen da. Beide Pässe durch das Gebirge konnten vom Teut, der eine durch das Thal der Berlebecke in der Nähe, und der andere durch die Dören in der Ferne beobachtet werden. Denn zwischen beiden liegt der Teut. Die Bergschluchten, welche sich aus den Thälern des Teuts in allen Richtungen durch das Gebirge krümmen, dienten als heimliche Pfade nach allen Theilen desselben. Selbst in die Senne, bis vor die Thore Aliso's, konnten sich vom Teut aus deutsche Heerhaufen werfen, und sich dahin wieder zurück ziehen, ohne die Straßen der Römer zu berühren. . . .



Einzelheiten zur Karte „Die Grotenburg und Umgebung derselben".
(L. Hölzermann, Lokaluntersuchungen, Karte XLIX.)

Daß die Burg auf dem Teute den Römern wohl bekannt geworden war, beweiset ihr, von einem Römischen Schriftsteller, dem Tacitus, uns echtdeutsch überlieferte Nahme. Teutoburg nannten sie die Römer, und sie legten von ihr selbst dem Waldgebirge, welches sie umgab, den Nahmen des Teutoburger Waldes bei.

Die Befestigungswerke der Teutoburg bestanden in einer Steinmauer und zwei Steinwällen, von welchen letztern die Nachkommen der Cherusker den einen den kleinen und den andern den großen Hünenring genannt haben.

Die Steinmauer befindet sich auf den von der Seite des Teuthofs her sanft ansteigenden Theile des Berges in dem Gehölze des Teutmeiers, und dienet jetzt mit zur Bezeichnung der Grenze desselben. Sie bestand ursprünglich aus theils senkrecht, theils der Länge nach dicht nebeneinander eingetriebenen, zum Theil mannshohen Steinblöcken, mit darüber gelegten kleinern, jedoch immer noch ansehnlichen Felsstücken[2]). Hinter dieser Mauer läuft ein Graben her, welcher sich jedoch in der Länge der Zeit, mit herabgeflossener Erde von vermodertem Laube fast ausgefüllt hat. Das weit über die Zeiten der jetzigen Landescultur hinaufsteigende Alter dieser Felsmauer beurkunden zwei an verschiedenen Orten dieselbe durchschneidende Holzwege, welche ganz das Ansehen haben, schon seit Jahrhunderten gebraucht worden zu seyn, dennoch aber weit jünger sind als jene. Denn um sie durch die Mauer hindurchzuführen, ist diese gewaltsam gesprengt worden, und fand ich noch selbst die losgerissenen Steinmassen an dem Wege, wo sie die Mauer durchkreuzen, herumliegen. Noch ist diese Mauer über 500 Schritte lang, sie scheint an der Seite, wo die auf dem Fuße des Teuts liegenden Häuser der Bauerschaft Hiddessen anfangen, verkürzt zu seyn. Man kann hier den Unterschied der alten

[2]) Vgl. „Germanien", 1. Folge, Seite 102, das Bild der jetzt verschwundenen zyklopischen Mauer am Ostrand des Leistruper Waldes.

teutoburgischen Mauer von denjenigen Mauern wahrnehmen, mit welchen die Bewohner jener Häuser ihre Gärten gegen das Wild schützten. Diese letztern Mauern sind augenscheinlich aus über einander aufgeschichteten Stücken von der Felsmauer weggenommener und zerschlagener Steinblöcke entstanden.

Was man seit Jahrhunderten bis auf die neuesten Zeiten auf dem benachbarten Teuthofe an Steinen bedurfte, ist von jener Felsenmauer weg geholet worden. Ihre Bedeutsamkeit vermindert sich leider fast mit jedem Jahre, und sie wird gänzlich verschwinden, wenn nicht ihrer fernern Zerstörung von kräftiger Hand Einhalt geschieht.

Gerade über dieser Felsenmauer, jedoch schon in beträchtlicher Höhe, auf einer wenig abhängenden Fläche, liegt der kleine Hünenring. Er bestehet aus einem Walle, welcher beinahe ein regelmäßiges längliches Viereck ausmacht, und mit einem Graben umgeben ist. Die Höhe dieses Walles beträgt, aus dem Graben genommen, 18 bis 20 Fuß. Im Ganzen ist derselbe noch wohlerhalten, doch besser an der höhern, als an der niedrigern Seite des Berges, weil letztere wegen einer daran befindlichen Quelle feucht, auch dem Winde mehr ausgesetzt ist. Sein Umfang am Rande des Grabens hält ungefähr 500, und die Länge des Raumes, den er einschließt, 170 Schritte.

Große, über einander aufgethürmte, durch kein Mauerwerk, keinen Mörtel unter sich verbundene, rohe Steinmassen bilden den kleinen Hünenring. Jetzt ist aber die Oberfläche desselben mit einer grünen, aus Moos und Heidekraut zusammengewachsenen, Decke überzogen, auf welcher selbst Bäume empor kommen, deren Wurzel in die Zwischenräume der zusammen gewälzten Felsstücke eindringen.

Jene Decke macht es möglich, daß man diesen Hünenring auf seiner hohen und größtentheils scharfen Kante umgehen kann, wobei jedoch Vorsicht anzuwenden ist, damit man nicht herabstürze.

Der Länge nach durchbricht ein alter fahrbarer Weg den Wall an seinen beiden kürzeren Seiten, und es ist deutlich zu erkennen, daß schon bei der ersten Anlage desselben der Ein- und Ausgang für diesen Weg offen gelassen worden ist. Er windet sich von der nördlichen Seite des Berges auf einem Absatze desselben zu dem kleinen und ferner durch diesen bis zu dem großen Hünenring herauf. Dieser, nach der äußeren Form des Berges für Wagen und Pferde allein nur mögliche Weg war der Burgweg der Cherusker. Man findet ihn jetzt bei Walbaums-Stätte in Hiddessen. Ohne Zweifel verbargen dicke Büsche den Zugang zu demselben jedem fremden Auge. Und hätten ihn auch die Römer entdeckt; so würde der kleine Hünenring ihrem Vordringen darauf bald das Ziel gesetzt haben.

Hinter besagtem Ringwall, bergaufwärts an einer Stelle, welche der Goldstein genannt wird, traf man noch vor 30 Jahren auf eine Menge einzelner überaus großer Felssteine, welche die Überbleibsel der zur Aufführung des kleinen Hünenrings in Vorrath angehäuften Steinblöcke darzustellen schienen. Seitdem sind aber derselben viel weniger geworden. Denn man hat die meisten zerschlagen und ruthenweise zum Chausseebau in der Umgegend des Teuts verwandt.

Der große Hünenring auf dem Teut liegt ungefähr noch 100 Fuß höher, als der kleine und übertrift denselben zwar an Umfange weit, kömmt ihm aber an Höhe und guter Erhaltung nicht gleich. Er schließt auch keinen Raum in sich ein, indem er nur den Rand der Ebene auf dem breiten Gipfel des Teuts soweit begrenzt, bis derselbe in einer steilen Wand herab fällt. Dieser wahrscheinlich planmäßig niedriger angelegte, durch Wald-Büsche und Moore in beträchtlicher Länge fortgeführte Steinwall, wovon auch leicht an scharfen Kanten Steine herabgerollt seyn können, verliehrt sich zwar oft, man findet ihn aber immer wieder und da, wo er an der südlichen Seite des Berges der in dem Kalkgebirge sich herauf ziehenden Schlucht, in den Steinen genannt, gegenüber gänzlich aufhört, zeichnet sich derselbe noch sehr kenntlich aus. Nicht weit vom Anfange dieses Walls erhebt sich in demselben ein großer runder Steinhaufen mit einer trichterförmigen Vertiefung, deren Mitte mit hohl über einander liegenden größern Steinen bedeckt zu seyn scheint. Es läßt sich nicht erklären, was es mit diesem sonderbaren Steinhaufen für eine Bewandtniß gehabt haben mag. Von einem innerhalb des großen Hünenrings bestandenen Gebäude findet sich nicht die geringste Spur. . . .

*

Welche Denkmäler auf Deutschlands weitem Boden könnten dem Deutschen heiliger seyn! Hier braucht ihn nicht erst seine Phantasie in den Zauberkreis der nur den Vertrauten verständlichen Sagen zu versetzen; im sinnlichen Anschauen von Riesenwerken der Deutschen Vorzeit kann der Stolz ein Deutscher zu seyn die Brust ihm schwellen.

Drohend erhoben sich Teutoburgs Steinwälle gegen die Römerfeste Aliso, und sie ist vertilgt von der Erde bis auf die letzte kennbare Spur; aber jene stehen noch fest als unvergängliche Zeugen des alten Deutschen Heldenthums, und selbst der nagende Zahn der Zeit schadet ihnen nicht.

Ich flehe den Genius des deutschen Alterthums an, daß er seine Flügel ausbreite über Hermanns wahrer Burg, und jede Entweihung von ihren kostbaren Trümmern schützend abwende!"

Das Atlantisproblem.

Von Professor Dr. Herman Wirth.

Aus unserem Leserkreise gingen uns verschiedentlich Anfragen zu, um was es sich bei „Atlantis" eigentlich handelte. Auf unsere Bitte hin hat uns nun Prof. Dr. Wirth den Abdruck des folgenden Aufsatzes erlaubt, der, den Gang seiner Untersuchungen gebend, in außerordentlich klarer Weise in den Fragenkreis um Atlantis einführt und zeigt, wie Wirth zur „Entdeckung" von Atlantis kam. — Weiß man erst, um was es geht, so wird man mit größerem Zutrauen zur eigenen Leistungsfähigkeit zu dem sehr gewichtigen (im eigentlichen und übertragenen Sinne) Werke („Der Aufgang der Menschheit") greifen, vor dem man sonst vielleicht zurückschreckt. —

Auf den Nachtrag, den Prof. Wirth noch beigesteuert hat, sei besonders hingewiesen.

Von allen ungelösten Fragen, welche das Dunkel der älteren Weltgeschichte noch in sich birgt, gehört die Überlieferung der Atlantis wohl zu denjenigen, die auf die Wißbegier und die Phantasie des Menschen die größte Anziehungskraft ausgeübt hat. Nur in einer einzigen späten Geschichtsquelle, dem angeblich ägyptischen Reisebericht des Solon, enthalten in Platos „Timaios" und „Kritias", war der Nachwelt scheinbar zufälligerweise noch Kunde von jenem sagenhaften Lande erhalten geblieben. Seit der Humanismus das Studium der Literatur des klassischen Altertumes wieder zu neuem Leben erweckte, versuchte die Forschung von vier Jahrhunderten vergeblich, irgendwelche weiteren Anhaltspunkte für die Klärung dieser Frage zu gewinnen.

Als im Laufe des letzten Jahrhunderts der Spaten des Forschers uns die Denkmäler der älteren Kulturen des Mittelmeerbeckens aus Schutt und Staub wieder zutage förderte, nirgends sich aber neue Kunde von der Atlantis fand, da wurde der Zweifel an dem Vorhandensein eines geschichtlichen Kernes in dem Bericht Platos immer allgemeiner. Als nun gar die „okkult-wissenschaftlichen" Schriftsteller dazu übergingen, das Geheimnis des Meeresbodens zu „erschauen" und die Atlantisfrage einem „literarischen Bolschewismus" auslieferten, da wurde sie zu einem verrufenen Gebiet, auf das sich kein ernster wissenschaftlicher Forscher mehr zu begeben hatte.

Damit schien die Frage der Atlantis von der Forschung ausgeschieden zu sein, wenigstens auf Grundlage der Darstellung Platos, in der Atlantis als ein mächtiges Insularreich in dem heutigen gleichnamigen Ozean westlich von der iberischen Halbinsel beschrieben wird, dessen Untergang in der mittleren Steinzeit anzusetzen wäre.

In neuerer Zeit ist diese Frage von zwei Seiten wieder aufgegriffen worden; Adolf Schulten möchte das alte Tartessos mit der Atlantis des Plato indentifizieren, während Leo Frobenius dieselbe nach Westafrika verlegen wollte. Aber beide Lokalisierungsversuche sind wieder rein mutmaßlicher Art und gehen nicht ohne große Umdeutungen des Berichtes Platos vor sich, laut dessen Atlantis ausdrücklich als eine sehr große Insel im Ozean, westlich von den „Säulen des Herakles" bezeichnet wird. Die Bezeichnung „größer als Libyen und Asien" darf man nicht

wörtlich nehmen, da man zu dieser Zeit von der geographischen Größe der betreffenden Länder überhaupt keine Vorstellung hatte. Diese Angabe soll also nur besagen, daß die Insel „sehr groß" war. Dagegen muß die geographisch so genaue Angabe von der Lage der Insel auf einer wirklichen geschichtlichen Überlieferung beruhen oder — der ganze Bericht ist eine Tendenzerfindung — wie ja auch schon behauptet worden ist. Enthält aber der von Plato in seinem „Timaios" und „Kritias" verwertete „ägyptische Reisebericht" des Solon einen geschichtlichen Kern, so hätte eine kritische Untersuchung desselben sich zunächst das heute noch erhaltene Randgebiet der Atlantis als engeres Untersuchungsgebiet abstecken müssen. Dies wäre das Küstenland West- und Südwesteuropas sowie der Nordwesten Afrikas.

An erster Stelle wäre dann zu untersuchen gewesen, welche Überlieferungen in dieser Peripherie von einem untergegangenen Lande von älterer bis zur jüngsten Zeit in volkläufiger Kontinuität nachweisbar sind und welche Einzelheiten sich aus ihrer vergleichenden Gegenüberstellung als feste Motive gewinnen ließen. Denn eine solche gewaltige Katastrophe muß bei den Völkern der nicht betroffenen Randgebiete einen unauslöschlichen tiefen Eindruck hinterlassen und die Quelle zu einem ganz besonderen Sagenkreis gebildet haben, wie sich dies für die ozeanische Sintflutsage des Südseegebietes nachweisen läßt. Die Nachricht von dieser furchtbaren Begebenheit muß sich also von Geschlecht zu Geschlecht in der Erzählung weiter fortgepflanzt haben.

Als „Land der Ahnen" und „Land der Väter" mußte die Erinnerung an dies versunkene Land bei den Randvölkern zunächst bewahrt geblieben sein, aus der sich dann die Vorstellung von dem Totenreich, „der Unterwelt", und damit wieder verbunden, diejenige von dem „Gefilde der Seeligen" entwickeln konnte. Daneben muß ein besonderes Motiv sich abgezweigt haben: die Ursache des Unterganges ist die Folge eines Verschuldens, ist eine Strafe der Gottheit. Aus dieser letzten Vorstellung muß dann das Motiv des „verwünschten Landes" entstanden sein.

Als engeres Untersuchungsgebiet haben wir das atlantische Küstengebiet Irlands, Frankreichs, der iberischen Halbinsel und Nordwestafrikas erwähnt. Von diesem Umkreisgebiete eines mutmaßlichen, großen ozeanischen Insularreiches ist wiederum Irland das wichtigste Studiengebiet, weil man dort die größte Kontinuität voraussetzen kann. Ethnologisch betrachtet ist die Urbevölkerung Irlands, so wie die Grabfunde der jüngeren Steinzeit sie uns zeigt, nur zweimal von Fremdvölkern wieder überschichtet worden. Einmal von den „Glockenbecherleuten", die aber wieder mit der steinzeitlichen Bevölkerung verschmolzen, dann von den „Kelten", die diese Bevölkerung sprachlich keltisierten. Die Römer haben nie den Fuß auf den Boden Irlands gesetzt, und was von germanischen Stämmen der Eisenzeit und später von den Wikingern des Sagas dahingelangte, hat keinen irgendwie tiefer greifenden oder nachhaltigen Einfluß auf die Volksüberlieferung ausgeübt, als daß sie eben in diese Überlieferung eingereiht wurden. So wurden z. B. die Wikinger als „Fomorier" bezeichnet, mit dem Namen eines mythischen, seegewaltigen Volkes der grauen Vorzeit, das einst von einer Insel mit einer „Glaßburg" aus Irland beherrschte.

In Irland müssen wir deshalb die größte Kontinuität der Überlieferung voraussetzen können, weit größer als auf dem Festland Südwesteuropas, wo durch die Völkerverschiebungen Europas und Afrikas die Träger jener alten Überlieferung größtenteils verschwunden oder in den sie überschichtenden Fremdvölkern aufgegangen sein werden. Wohl aber ist es möglich, daß wir anderweitig noch irgendein Bruchstück dieser Überlieferung bei den verschobenen und weiter gewanderten ehemaligen atlantischen Volksgruppen wieder finden können. Denn — wenn dieses große atlantische Insularreich bestanden hat und es infolgedessen auch ein kolonisatorischer Herd war, von dem Siedlungswellen wiederholt zu dem europäischen Festland gelangt sein werden, müssen wir in den ältesten Überlieferungen der aus solchem „ver sacrum" entstandenen Völker oder Stämme auch Erinnerungen an dieses Mutterland wiederfinden. Ein jedes Siedlervolk nimmt aus seiner alten Heimat mindestens die Flurnamen mit und überträgt sie auf seine neue Heimat. Ebenso führt es den ehemaligen gemeinsamen Stammesnamen mit sich und behält ihn auch in der Fremde bei.

Man müßte darum mögliche Wanderungs- und Siedlungssagen bei abendländischen und nordwestafrikanischen Völkern untersuchen, um zu ermitteln, ob — in

Zusammenhang mit der Überlieferung von einer Herkunft aus dem Westen oder aus dem Norden — sich Namensgleichungen für dies Herkunftsland und seine Bewohner feststellen lassen. Die betreffenden Völker, bei denen sich solche Beziehungen ergeben würden, müssen dann aber auch vom ethnologischen, rassen- sowie kult- und sprachgeschichtlichen Standpunkt verwandte Elemente aufweisen, die irgendwie und irgendwann mal einem gemeinsamen Herd entstammten. Diese gemeinsamen Elemente müssen sich aber dann gleicherweise in den als Randgebiete der Atlantis genannten Küstenländern Südwesteuropas und Nordwestafrikas belegen lassen, und zwar in zeitlich älterer Folge. Aus diesen Belegen wiederum müßten sich besonders auf kultgeschichtlichem Gebiete Beziehungen herausstellen zu gewissen gegenständlichen Angaben in dem Atlantisbericht des Plato, welche man aus der legendarisch-phantastischen Ausschmückung dieser späteren Überlieferung herausschälen kann.

Von diesem Standpunkt betrachtet wären die ältesten Kulturen des Mittelmeerbeckens auf ihre westlichen Beziehungen hin besonders zu prüfen, da wir an erster Stelle eine Ausbreitung der Atlantiskultur über den Meeresweg anzunehmen hätten. Hier gewinnt Nordwestafrika eine erhöhte Bedeutung als Ablagerungsgebiet, das aus rassenkundlichen Erwägungen uns eine außergewöhnliche, formale Kontinuität aufzuweisen verspricht. Denn die Völker negerischer Rasse und Mischrasse sind zwar einer gewissen formalen Kontinuität des Kulturgutes einer geistig höher organisierten Rasse fähig, nicht aber der Schaffung gleicher geistiger Höhenwerte oder deren Erhaltung. Sie werden daher das empfangene Kulturgut, in größerem oder geringerem Umfang, zu eigener Primitivität zurückgebildet, der Form nach aber erhalten haben.

Solange diese Bedingungen einer einheitlich angelegten kritischen Untersuchung nicht erfüllt sind, muß vom Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung die Frage noch als offenstehend und unentschieden angesehen werden. Wenn nun die oben vorausgesetzten Beziehungen zwischen ältesten festländisch-abendländischen und -afrikanischen Kulturen und einem gemeinsamen atlantischen Herd bestanden haben, so ist es unausbleiblich, daß bei irgendeiner vergleichenden kult- und sprachgeschichtlichen Untersuchung in dieser Peripherie die „Atlantis" unbeabsichtigt „entdeckt" wird. Und so ist es auch dem Verfasser gegangen während einer vergleichenden Untersuchung der Kultsymbolik des Abendlandes in Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Schriftsysteme. Die erstmalige systematische Sammlung der Symbole, Zeichen und Zeichenformeln, wie sie auf Megalithdenkmälern und gleichzeitigen Grabfunden vorkommen, ergab einen Zusammenhang zwischen jenen Hieroglyphen der jüngeren Steinzeit und den Schriftzeichen der jüngeren Periode der älteren Steinzeit, welche uns in verschiedenen Inschriftenstücken erhalten sind. Bisher wurden dieselben — ohne irgendwelche dafür erbrachten Belege und Beweise — als „mantische Zeichen", „Zauberzeichen" beiseite gelegt, da das Bestehen einer Buchstabenschrift angeblich nicht mit der Kulturhöhe einer jüngeren Steinzeit, geschweige denn einer älteren Steinzeit in Einklang zu bringen sei!

Von den Schriftzeichen des Magdalenien ausgehend wurde nun die Verbreitung eines jeden Zeichens sowie der Zeichenverbindungen, der „Formeln", in bezug auf ihre geographische Ausbreitung und ihre Wanderung durch die geschichtlichen Epochen hindurch erforscht. Es ergab sich, daß neben der Verwendung als Silbenzeichen auch diejenige des sinnbildlichen Zeichens (Symboles) zunächst kontinuiert bleibt, und der gemeinsame, hieroglyphische Ursprung, die Entstehung aus dem Kultischen sich stets wieder nachweisen läßt. Dadurch wird es möglich, die Lautwerte der einzelnen Zeichen zu ermitteln und bis zu einem gewissen Punkt rückwärts zu verfolgen; dieselben konnten auch für die jüngere Periode der älteren Steinzeit (das Jungpaläolithikum) mit Sicherheit angesetzt werden. Denn, wenn man bei Völkern und Kulturen, die räumlich und zeitlich voneinander getrennt sind, Übereinstimmungen feststellen kann, die auf ehemalige Zusammengehörigkeit oder Verwandtschaft hinweisen, so ist es möglich, diese Periode der Zusammengehörigkeit auf dem Wege der vergleichenden, chronologischen Untersuchung wiederherzustellen, wie es z. B. die indogermanische Sprachwissenschaft für die angeblich „indogermanische Ursprache" versucht hat.

Im Laufe dieser Untersuchungen wurden nun die sämtlichen ältesten Schriftsysteme des Mittelmeerbeckens und seines Hinterlandes herangezogen: die Schriftzeichen der kretisch-mykenischen und der kretisch-kyprischen Kultur, die prädynastische

Linearschrift Ägyptens, die archaischen west- und ostsumerischen Schriftzeichen und Symbole, die sog. „semitischen" Alphabete Arabiens und Amurus (Kanaans), sowie das nordafrikanische lybische Schriftsystem in seiner Kontinuität in der heutigen Berberschrift und seiner Beziehung zu den Schriftsystemen, der Symbolik und Sprache der atlantischen Küste Westafrikas (Vai, Yoruba, Bamum usw.). Das Ergebnis war, daß diese Schriftsysteme konzentrisch auf einen westlichen Ausgangspunkt zurückgehen, dessen älteste Schicht eben jene Schriftdenkmälerfunde des Magdalenien an der atlantischen Küste Südwesteuropas darstellen. Weiter, daß die Schriftzeichen und Symbole der auf überseeischer Verbreitung beruhenden Megalithdenkmäler des Abendlandes, besonders Irlands, Westfrankreichs und Portugals, mit Nordwestafrika einen großen atlantischen Kulturkreis bilden. Aus diesem Kulturkreis ist über den Seeweg das „atlantische" Schriftsystem ostwärts gewandert. In seiner reichsten Gestalt finden wir es noch in dem reichen Formelschatz der Zeichen, die auf der prädynastischen Grabkeramik (Nagadah, Abydos usw.) vorkommen — und von einem bekannten Altertumsgeschichtsschreiber als „Fabrikmarken" erklärt wurden! Eng verwandt mit der prädynastischen Linearschrift Ägyptens, von der die spätere ägyptische Hieroglyphenschrift nur die dürftigen Bruchstücke bewahrt hat, sind die sog. südsemitischen Alphabete, deren Entstehung zurückzuführen ist auf eine in der jüngeren Steinzeit um Afrika herumgreifende überseeische Wanderung, welche auch in Mesopotamien einmündet („die Leute vom Fremdboottypus"). Diese Schriftsysteme weisen in bezug auf die Zeichen, ihre Lautwerte und ihre kultischen Beziehungen so große Übereinstimmungen auf, daß jede Zufälligkeit einer unabhängigen örtlichen Entstehung ausgeschlossen ist. Überdies läßt sich an der Hand der urgeschichtlichen Denkmäler Zeit und Weg ihrer Wanderung noch ermitteln und ebenso die ethnologische Zusammengehörigkeit ihrer Träger feststellen.

Ein weiterer überaus wichtiger Anhaltspunkt ergab sich bei dieser vergleichenden schrift-, sprach- und kulturgeschichtlichen Untersuchung. Diese Schriftsysteme zeigen in ihren älteren Schichten eine Übereinstimmung, die auf eine ehemalige einheitliche kultische Abfassung hinweist, und zwar als „heilige Jahresreihe", als die Monatszeichen des Sonnenjahres. Es lassen sich zwei Schichten feststellen, die auf eine jeweilige gemeinsame Redaktion zurückgehen, welche in einem westlichen atlantischen Kultzentrum vollzogen sein muß. Diese Redaktionen beruhen auf einer Neuaufstellung der Winterwendesymbole, wenn die Sonne nach Ablauf eines Zyklus von rund zweitausend Jahren in einem neuen Sternbild (Sonnenhaus) zur Wintersonnenwende aufging. Dies neue „Sonnenhaus" erhielt dann zwei neue Zeichen für den ersten Monat des Jahres. So ergeben sich eine „Elch"(Zwillinge)-Periode und eine „Stier"-Periode als Winterwende-Sternbildsymbolik; auf diese folgt dann eine „Widder"-Periode.

Bei der Untersuchung der kultsymbolischen Zeichen des Magdalenien stellte sich nun überraschenderweise heraus, daß die Elch- und Stierperiode darin wohl vertreten ist, nicht aber mehr die Widderperiode. Und weiter, daß auch bei jenen archaischen Schriftsystemen des Mittelmeerbeckens und seines Hinterlandes sich nur die auf eine gemeinsame Redaktion zurückgehende „Elch"- und „Stier"-Periode nachweisen läßt.

Dagegen ist die neue Redaktion der „heiligen Zeichenreihe", die mit Eintritt der Widderperiode erfolgen mußte, nicht mehr einheitlich oder überhaupt nicht zur Durchführung gelangt. Oder — wie sich besonders bei den ostmittelländischen Schriftsystemen nachweisen läßt — die neue Redaktion der Widderperiode wurde reaktionär zugunsten der älteren Stierperiode wieder beseitigt oder umgedeutet. Jedenfalls ist von einer einheitlichen Grundlage keine Rede mehr und zeigen die einzelnen Schriftsysteme völlig verschiedene Entwickelungsformen. Das allerwichtigste ist aber, daß nach der Widderperiode überhaupt keine neue Redaktion dieser „heiligen Jahresreihe" mehr stattgefunden hat; und die Reihenfolge der Schriftzeichen, abgesehen von wenigen viel späteren aus Nutzzwecken eingefügten Zeichen, seitdem unverändert bestehen blieb! Es hat sich also herausgestellt, daß von einem gemeinsamen Herd an der atlantischen Küste Südwesteuropas ausgehend diese beiden ältesten Redaktionen sich einheitlich in den genannten Schriftsystemen nachweisen lassen. Das wäre für die „Elch"(Zwilling)-Zeit eine Periode von etwa 12 000 bis 10 000 v. Chr., für die „Stier"-Zeit etwa 10 000 bis 8000 v. Chr. Dann aber bricht die einheitliche Redaktion ab.

Eine solche Übereinstimmung in den Schriftsystemen und das Aufhören derselben ist aber nur erklärlich, wenn der betreffende Ausstrahlungsherd aufhört zu bestehen. Da die ganze „heilige Reihe", die sämtlichen Zeichen und ihre Lautwerte rein kultischer Art sind, muß dieser Ausstrahlungsherd ein mächtiges Kultzentrum gewesen sein, das durch seine gewaltige Seegeltung die Verbindung mit den vorgeschriebenen Volkspflanzungen unterhalten konnte, wie diese Volkspflanzungen ihrerseits in kultischen Dingen die Fühlung mit diesem Zentrum bis zu einem gewissen Zeitpunkt nicht verloren.

Diese Beziehungen brechen aber mit der „Widder"-Periode (Sonnenaufgang im Sternbild des Widders zur Wintersonnenwende) ab und hören dann für immer auf. Dies wäre um 8000 v. Chr. eingetreten. Nach Angabe der ägyptischen Priester in dem Reisebericht Solons bei Plato erfolgte der Untergang von Atlantis um 9000 v. Chr. Diese beiden Zeitbestimmungen decken sich also mit einem geringen Unterschied.

Auf solche unerwartete und unbeabsichtigte Weise kam der Verfasser zu der „Entdeckung" der Atlantis, deren weitere Einzelheiten sich bei einer nunmehr planmäßig angelegten Untersuchung, wie sie oben als Bedingung gestellt wurde, nacheinander klarer herausstellten. Die Erforschung der ältesten Siedlungssagen Irlands führte auf die Spur eines ganzen Kreises von Sagen, welche das „untergegangene Land"; die „untergegangene Stadt", das „Land unter den Wellen", das „Land der Ahnen", das „Gefilde der Seligen" zum Gegenstand haben. In der irischen Mythologie nehmen sie einen großen Platz ein und enthalten so reiche Bestandteile kultsymbolischer Art, daß von ihnen aus die wichtigsten Anschlüsse gewonnen werden konnten. Während diese Sagen an der atlantischen Küste Irlands und Nordwestfrankreichs lokalisiert sind, ließen die kultsymbolischen Einzelheiten sich nordwärts in dem germanischen Kulturkreis und südwärts besonders in dem atlantischen Kulturkreis Westafrikas weiter fest verankern. Die Untersuchung der Mythologien der mittelmeerländischen und mesopotamischen Kulturen ergab auch hier eine volle Übereinstimmung für dieses „Land im Westen", dem „Mutterland", dem „Meeresland", als „Insel der Seligen", „Land der Ahnen". Nicht nur, daß sich eine ganze Reihe von Belegen für das im Ozean, im Westen gelegene Todesreich ergab, auch gewisse Einzelheiten jenes Sagenkreises Irlands und der Bretagne wurden durch die Angabe der klassischen Schriftsteller bestätigt. Auf diesem Wege gelang es endlich, auch den ursprünglichen Namen jenes Landes zu ermitteln, das bei Plato „Atlantis" heißt. Der Name des Landes und der sich nach ihm nennenden Völker ließ sich aber nicht nur im Abendland und an der West- und Nordküste Afrikas bis nach Vorderasien belegen, sondern ebenfalls in Nordamerika!

Eine weitere sich anschließende ethnologische, kultsymbolische und kultsprachliche Untersuchung nordamerikanischer Völker (Indianer und Eskimo) ergab ihre Zugehörigkeit zu jener ältesten Epoche der von mir ermittelten atlantischen „Kultur". Die Befunde der Siedlungsarchäologie Schottlands und Irlands und der atlantischen Küstenländer Südwesteuropas und Nordwestafrikas sowie die anthropologischen Unterlagen führten zwangsläufig zur Annahme einer Völkerwanderung, die von Nordamerika in der jüngeren Epoche der älteren Steinzeit nach Südwesteuropa und Nordwestafrika gelangt sein muß. Mit ihrem Erscheinen steht das Auftreten der Capsien- und Magdalenienkultur in Verbindung. Diese „Atlantiker" schieben sich als Hautbootfahrer vom Norden durch das Schollengebiet vor, das damals noch die Verbindung zwischen Irland-Schottland einerseits und Nordamerika (Neufundland) andererseits bildete.

Sie waren die „Meeresbewohner", die „Leute des Westens", die das „Land am Meere", das „Land im Westen", das „Mutterland" bewohnten, ein großes Insularschollengebiet, das — infolge der weiteren, westlichen Verschiebung des amerikanischen Kontinentes (Wegener) — untergegangen ist. Wir kennen heute gerade in Verbindung mit England bestimmte der Küste vorgelagerte Schelfgebiete, die sich einst über dem Meeresspiegel befanden. Dasselbe hat die erdgeschichtliche Forschung bei Schweden und Irland feststellen können, die einer nacheiszeitlichen Senkung unter den Meeresspiegel teilweise oder ganz unterworfen waren.

Der Abbruch der einheitlichen Redaktion der mittelmeerländischen und nordländischen Schriftsysteme am Anfang des Widderzeitalters hängt zusammen mit dem Abbruch der Magdalenienkultur. Beide gehen zurück auf das Ausscheiden jenes atlantischen Kultzentrums. Auf Grund dieser kultsymbolischen Feststellungen

gewinnen wir eine sichere Unterlage für die unterste Chronologie des Jungpaläolithikums, des Magdalenien.

Das wichtigste anthropologische und rassengeschichtliche Ergebnis der Untersuchung ist aber, daß die Entstehung der nordischen Rasse nun zum ersten Male entwickelungsgeschichtlich sich aufklärt. Eine vorläufige, vergleichende Untersuchung der Kultsymbolik und kultursprachlichen Elemente der uralaltaischen Sprachen liefert den weiteren Nachweis, daß die Ur- oder Vornordische Rasse in dem heutigen „Arktis" entstanden sein muß, in einem Gebiet, daß das jetzige „Grinelland", Spitzbergen, Grönland u. a. umfaßte. Diese „arktisch-nordische" Rasse wurde durch die diluviale Vereisung abgedrängt und wanderte zum Teil nach Nordasien und dem amerikanisch-europäischen Schollengebiet aus. Als Variation der arktisch-nordischen Urrasse sind die nordamerikanischen Indianer anzusehen, während ebenfalls die Eskimo eine Mixovariation darstellen, entstanden aus der Berührung zwischen einer protomongoloiden asiatischen und der ur- oder vornordischen Rasse. In jenem amerikanisch-europäischen Schollengebiet bildete sich dann wahrscheinlich infolge der Eiszeit als Idiovariation die „atlantisch-nordische" Rasse. Ihre ersten Wellen, die Südatlantiker, waren die Bewohner des „Land am Meere", des „Westlandes", der Atlantis. Ihre letzte Welle waren die „Nordatlantiker", die „Tuatha-Völker", die in der jüngeren Steinzeit von dem damaligen Nordseefestland aus Schottland und Irland vom Norden her eroberten im Kampfe mit den südatlantischen Mischvölkern Südwesteuropas und Nordafrikas. Sie waren es auch, die Nordwesteuropa und Skandinavien besiedelten („Urgermanen"). Sie sind die Träger der Megalithkultur.

Die irischen Siedelungssagen haben uns hier noch eine Fülle der wichtigsten Einzelheiten bewahrt, trotz der späteren keltischen Überschichtung und der Verdunkelung durch die Überarbeitung seitens der christlichen Chronisten.

Die Ahnungen der Anthropologen, die den Cro-Magnon-Rassetypus von Chancelade mit dem Eskimo verbanden und die jungsteinzeitlichen irischen Schädel als die reinrassigsten Vertreter der nordischen Rasse erkannten, werden in vollstem Umfang durch die neue geistesgeschichtliche Forschungsmethode bestätigt. Und die vom Verfasser aufgestellte ethnologische Entwicklungslinie deckt sich andererseits wiederum völlig mit den bisherigen Ergebnissen der jungen blutserologischen Rassenforschungsmethode.

So hebt sich das sagenhafte Bild der Atlantis in geschichtlich greifbarer Gestalt aus den Wellen. Und wenn man nun Einzelheiten der bereits phantastisch ausgeschmückten Überlieferung der Atlantis bei Plato auf ihre geschichtliche Wirklichkeit zurückbringt, erhalten wir eine Reihe von Angaben, die von der urgeschichtlichen Forschung restlos bestätigt werden.

Der Grundriß jener Inselburg der „Meeresleute" ist nicht nur in den irischen Siedelungssagen enthalten, sondern typologisch in den irisch-schottischen „Crannogs" (Dumbuck) bewahrt und kehrt wiederholt in den jungsteinzeitlichen Felszeichnungen Irlands und Schottlands wieder. Die Angabe über das kultische Stieropfer an der Säule (Stele), über das Einfangen des Stieres nur mit Schlinge und Keule als archaischen Ritus, von den Königen zu vollziehen, findet ihre Bestätigung in den atlantischen Kulturen des Mittelmeerbeckens. Der Name des göttlichen Gründers dieser Inselwallburg, den Solon auf griechisch „Poseidon" nennt, findet sich in Westafrika noch in der ursprünglichen Form wieder und entspricht genau dem alten Wort der atlantisch-nordischen Sprachengruppe für „Burg", „Tempel", „Gerichtsstätte", „Familiengrab" usw.

Daß der Untergang der Atlantis, ihre Senkung unter die Meeresoberfläche sich über eine längere geologische Periode erstreckt hat, neben katastrophalen Einzelerscheinungen (vulkanischen Ausbrüchen) usw., wird durch die Erwähnung der schlammigen Meeresuntiefen sowie der felsigen, ihrer Humuserde beraubten Randinseln ebenfalls bestätigt.

Die sonstige Ausschmückung der Atlantis-Überlieferung bei Plato, die für die ausgehende ältere Steinzeit schon die kulturellen Verhältnisse des minoisch-kretischen Zeitalters ansetzt (Verwendung des Kupfers), ist dem Reich der Fabel zu überweisen. Völlig verloren gegangen ist in jener angeblich ägyptischen Überlieferung die rein mutterrechtliche Grundlage des kultischen Lebens der alten Atlantiker-Kultur, die sich in dem Kulturkreis der Nordatlantiker, der Tuatha-Völker, besonders bei den Ingväonen am längsten erhalten hat.

In den irischen „tales" ist es dann auch die „Göttin", die „Fee", die „Königstochter", die „königliche Maid", die in dem „Gefilde der Seligen", dem „Land im Meere" waltet, die Heilkundige, die Wissende. Sie ist es, die dem Bran eine Kunde von dem Lande der Ahnen bringt:

> Fern liegt eine Insel, die Meeresrosse umgleißen,
> von wunderbarer Schönheit, zu schauen wonniglich,
> ein Land lieblichen Anblickes, gehüllt in feinen Dunst,
> silberdurchwoben von dem ewig lichten Tage.
> Der Felsen reines Weiß reiht sich entlang der See,
> durchwärmt von der Sonne Gluten . . .

*

Fünf Jahre später.

Der obenstehende Aufsatz stellt den unveränderten Abdruck eines im Jahre 1926 geschriebenen Aufsatzes für die Festschrift „Das deutsche Gesicht" des Verlages Eugen Diederichs zum 30jährigen Jubiläum dar. Er erschien zwei Jahre vor dem „Aufgang der Menschheit". Die in dem Atlantis-Aufsatz gezogenen Umrisse haben indessen durch die nunmehr erst fortgeführten Untersuchungen zur Archäologie, Ethnologie und Geistesgeschichte (Mythologie, Kultsymbolik usw.) Nordamerikas eine Bestätigung erfahren, wie es der Verfasser kaum sobald in diesem Umfange erwartet hätte. Das Ergebnis dieser letzten Untersuchungen wird auszugsweise in seinem neuen Werk „Nordamerika: die neue oder die alte Welt? Symbolgeschichtliche Untersuchungen dies- und jenseits des Nordatlantik", mit ungefähr 300 Tafeln in Folio, diesen Sommer veröffentlicht werden. Gestützt auf die letzten dänischen und amerikanischen Grabungsergebnisse in Arktis-Nordamerika, weist der Verfasser nach, daß der Inhaber jener nunmehr entdeckten uralten Vor-Eskimokultur, die höher entwickelte „Thule-Kultur" Zentral-Nordamerikas und ihre noch mythisch überlieferten Träger, die Tur(n)it (Tornit, Tungit usw.), auf jene arktisch-atlantische Urrasse der älteren Steinzeit oder besser Horn- und Knochenzeit des Diluviums zurückgeht, welche er im „Aufgang der Menschheit" mutmaßlich angesetzt hatte. Diese arktisch-atlantische Urrasse ist erst später von den Eskimovölkern asiatischer Rasse der Beringstraße verdrängt oder überschichtet und sprachlich eskimoisiert worden. Volklich haben sich Bruchstücke dieser hellhäutigen, helläugigen und hellhaarigen Urrasse in den nördlichsten sogenannten Eskimo-Stämmen (Kupfereskimo, Moschusochsenvolk) erhalten. Der Name Eskimo ist also ein völlig „komplexer" Begriff. Den gleichen rätselhaften hellen Rassenkomplex können wir bei den nordamerikanischen Indianern, sowohl den nördlichen Dene-Gruppen und anderen, wie bei südlicheren Stämmen, gegenwärtig oder geschichtlich nachweisen. Und in gleicher Weise stoßen wir überall auf entsprechende Überlieferungen von einer Urheimat, dem „Weißland" im hohen Norden, aus dem sie einst ausgezogen wären, wie die weiße Rasse, ihre Stammesbrüder. Diese Urheimat wäre schweren Naturkatastrophen, Sintflut und Vereisung, anheim gefallen.

Gemeinsames Urgeistesgut ist der hohe Monotheismus, dessen Bruchstücke, in stets zusammengehörigen und sich ergänzenden Überlieferungen, sich als das kosmische Erlebnis dieser hochnordischen Urheimat ausweisen. In ungeahnt reicher Fülle ist dieser kosmische Urglaube in den vorgeschichtlichen Felszeichnungen Nordamerikas kodifiziert worden, von denen bisher landschaftlich erst wenige Teilveröffentlichungen vorliegen, wie z. B. Julian H Steward „Petroglyphs of California and adjoining States", Berkely 1929. Die vorgeschichtlichen nordamerikanischen Felszeichnungen und diejenigen des arktisch-atlantischen und nordatlantischen Europas sind wie ein Buch, das in der Mitte durchgerissen wurde. Die Teile ergänzen, bestätigen sich, werden erst durcheinander voll und ganz verständlich. Und da die vorgeschichtlichen Felszeichnungen Nordamerikas einen großen Reichtum an kalendarischer Kultsymbolik enthalten, deren Überlieferung bis in die geschichtliche Neuzeit reicht, so ist die Erschließung ihrer Bedeutung möglich; desgleichen ihre zeitliche Bestimmung, weil sie sich auf die Tierkreissymbolik der Wintersonnwende der jeweiligen Sternbildzeitalter bezieht. Es ergibt sich eindeutig und einwandfrei, daß die gemeinsame nordamerikanisch-altweltliche kalendarische Kultsymbolik mit dem Eintritt des „Widder"-Zeitalters (Sonne im Sternbild des Widders zur Wintersonnwende, also um 8000 v. Chr.) stillsteht und abbricht.

Das Vorhandensein eines verbindenden und vermittelnden Insularkontinentes zwischen Westeuropa und Nordamerika ist aus epigraphischen (symbol- und schriftgeschichtlichen) Gründen unabweisbar. Diese Folgerung wird bestätigt durch die nordamerikanischen Überlieferungen von einer älteren Heimat, Tula (Tolan, Tollan usw.), welche zu den westlichsten, der amerikanischen Küste benachbartesten Inseln des Nordatlantik gehört haben muß. Aus den im „Aufgang" von mir dargelegten geologischen Gründen werden wir dieses Atlantis-Inselland nördlich von 40 Grad nördlicher Breite anzusetzen haben: der karbonzeitliche Tethys-Ozean bildete seine südliche Grenze.

Unter den heiligen Sinnbildern und Zeichen der Jahres- und Totenkultsymbolik der Wintersonnwende dieser unserer gemeinsamen Urreligion finden wir drüben auch das Zeichen aus der Höhle der Externsteine in weiteren Zeichenverbindungen, welche jeden Zweifel über Alter und Bedeutung des Zeichens ein für allemal ausschließen. Auch für die jungsteinzeitliche Überlieferung des Zeichens in der Megalithkultur des atlantischen Europas bringe ich weitere wichtige Belege, wie unter anderen in der Darstellung des Jahreskreises in den Felszeichnungen von Fossum (Schweden), welche der bekannte Berliner Germanist Professor Neckel mit weiteren Tafeln aus meinem „Amerika-Buch" in dem „Handbuch für Kulturgeschichte" veröffentlicht, als Bestätigung des heimischen Ursprunges der Runenschrift aus der hohen Kultur unserer Ahnen der Vorzeit. H. W.

Das Roß-Symbol und der totenkultische Charakter der Rennspiele.

Von Otto Huth.

I.

Die germanische Rennbahn „Langelau" lag ursprünglich am Wasser — noch heute ist bei Regenzeit ein Sumpfwasser benachbart — und einem Gelände, das reich an Hünengräbern. Innerhalb der Bahn ist ein Hügel, den man als Hünengrab anspricht, und außerdem wurde hier eine ehemalige Quelle festgestellt.

Diese Einzelheiten sind überaus wichtig, denn die Rennspiele der nordischen Völker hatten ursprünglich totenkultischen Charakter und wurden immer vorzugsweise am Wasser abgehalten.

Da Dir. Teudt, dessen unermütlichem Eifer auch die Auffindung dieser germanischen Rennbahn, der ersten die uns bekannt, zu danken ist, diese Umstände bei Aufstellung seiner These nicht berücksichtigte, sind sie zugleich eine neue Bestätigung.

Wir fragen nun: Wie sind Rennspiele im Totenkult zu verstehen? Warum wird wasserreiches Gelände bevorzugt?

II.

Diese Fragen zu beantworten, werfen wir auf die Grundlagen aller Symbolik einen Blick, um dann das Pferdsymbol und vollends das Pferd als Kultsymbol des Näheren zu betrachten.

Das Grundsymbol ist das des Jahreskreises. J. J. Bachofen bereits erkannte die Bedeutung des Kreissymbols: Es ist „jenes in der Kreislinie zur Anschauung kommende, ewige Zurückkehren der Schöpfung auf sich selbst, jenes Ineinanderruhen von Ende und Anfang . . . Dadurch wird der Kreis zum Ausdruck des Fatums oder des höchsten alles Leben beherrschenden Naturgesetzes, vor welchem auch die Götter sich beugen, dadurch ebenso zur Darstellung der Unsterblichkeit, welche aus der ewigen Verjüngung des Lebens mit Hilfe des Todes hervorgeht."

Die Erkenntnis Herman Wirths, die weit über Bachofen hinausführt, ist die, daß es sich beim Grundsymbol nicht sowohl um den Kreis als vielmehr den Jahreskreis handelt. Im Jahr (d. i. Sonnenjahr, ein anderes gibt es nicht) erlebt der ursprüngliche („primitive") Mensch, das ewige Werden und Vergehen und Wiederwerden als Grundgesetz alles Lebens. Und im Jahreslauf die wichtigsten

Stellen hinwiederum sind die Wendepunkte, insbesondere die Wintersonnenwende, die den Durchgang durch den Tod als Wiedergeburt, Neuwerden, Auferstehen bedeutet. Durch diese Wendepunkte wird das Jahr in zwei polare Hälften gespalten, die aufsteigende, junge, siegende und die absinkende, sieche, sterbende. So gelingt es Wirth, den Polaritätsgedanken, der einem Bachofen in seiner grundsätzlichen Bedeutung ebenfalls bekannt war, in seiner Verbundenheit mit dem Kreissymbol aufzuzeigen.

Die Sonne, „das leuchtende Herz der Welt", „stirbt" im Mittwinter, um neu zu erstehen: das Sternbild, in dem sie in der Winterwende versinkt und aufgeht, ist ihr „Haus" (Grab). Hier beginnt die heilige Reihe, d. h. die Monatszeiten des heiligen Jahresringes. Das Wintersonnenwendesternbild ist das Grundzeichen des betreffenden Sternbild-Zeitalters, da es Ende und Anfang umfaßt. Alle 2000 Jahre etwa wechselt bekanntlich dieses Sternbild. Im alten Orient lassen sich noch eine Stier- und eine Widderperiode unterscheiden; in babylonischen Neujahrshymnen wird der weiße Stier angerufen, daneben aber der Widder. Doch wird dies babylonische Neujahrsfest im Frühlingsaequinoctium gefeiert, statt — wie ursprünglich — in der Wintersonnenwende. Es handelt sich, wie H. Wirth sah, um die Renaissance der älteren entsprechenden Sternbildzeitalter der atlantisch-nordischen Rasse, die also etwa 6000 Jahre vor den „orientalischen" anzusetzen sind.

Die Reihenfolge der Wintersonnenwende-Sternbilder ist: Hirsch (Elch) — Stier — Widder. Die Widdersymbolik wurde nicht mehr oder nur teilweise durchgeführt. Soweit wir heute sehen können, wurde zwischen Hirsch (Ren, Elch) und Stier das Roß, zwischen Stier und Widder der Eber eingeschaltet. Möglich ist allerdings auch, daß das Roß auf den Stier folgte; hier muß die weitere Forschung Klarheit schaffen. Jedenfalls wurde die Zwillingssymbolik des Hirsch-Zeitalters auf das Roß übertragen: die Zwillinge der indogermanischen Völker treten sämtlich mit dem Pferd verbunden auf (Dioskuren, Aśvins, lettische Gottessöhne. Vgl. auch Remus und Romulus als Söhne des Mars!). Zugleich mit der Feststellung der Reihenfolge der Jul-Sternbilder ist die bisher rätselhafte Nachbarschaft von Roß und Stier in der Symbolik grundsätzlich gelöst.

III.

Der Jahrgott ist „der Zwiefache" (Tuisto), der in sich die beiden polaren Hälften umschließt. Dieser atlantisch-nordische Gedanke hat seine vielleicht höchste und reinste Ausprägung in den „Zwillingen" gefunden. Wichtige Einzelzüge dieser wundervollen Symbolik haben die Hellenen sowohl wie die alten Inder bewahrt, aber auch noch in lettisch-litauischen Volksliedern lebt, nur oberflächlich christianisiert, dieser uralte „heidnisch"-nordische Heilandsglaube. Von den germanischen „Zwillingen" kennen wir nur den Namen; wie Tacitus berichtet, hießen sie Alken, ein Name, den H. Wirth mit dem des Elchs (Hirsch) zusammenbringt.

Bei den Griechen fanden die „Zwillinge" in den einzelnen Landschaften die verschiedenste Sonderprägung; später wurden sie allgemein als Dioskuren, d. i. Zeussöhne, angerufen. Dargestellt wurden sie als Schimmelreiter (leukippoi) mit dem Stern überm Helm. Sie gelten als Helfer, Ärzte, Heilande (sotéres), genau wie in Indien die beiden Aśvins. Die spartanischen Dioskuren-Reliefs zeigen die Zwillinge mit Pferd, geringelter Schlange, Amphore und Torsymbol (dokana). Pferd und Schlange treten auch auf den „Totenmahlreliefs" gemeinsam auf, wie das Pferd überhaupt in der griechischen Grabsymbolik einen bedeutenden Platz hat. — Schlange oder Fisch sind feststehende Wintersonnenwende-Symbole, so daß wir sie mit sämtlichen Wintersonnenwende-Sternbildtieren (Hirsch, Roß, Stier usw.) verbunden finden. —

Der Meergott Poseidon (= poti-da, d. i. Gemahl der Da, der De-méter = Mutter Da), dessen Monat (Posideón), der Dezember-Januar ist, also der Wintersonnenwende-Monat und der dementsprechend einen zwiespältigen Charakter trägt — ist er doch Erderschütterer, Sturmerreger wie Retter und aufbauender Gott — wird mehrmals als Vater von Zwillingen genannt und ist einmal noch unmittelbar mit einem der griechischen Dioskurenpaare verbunden. Das Symboltier des Poseidon, in das er sich nach alten Sagen selbst mitunter verwandelt, ist das Pferd; daneben aber

auch der Stier (u. a.). — Die Flußgötter der Griechen werden sämtlich stiergestaltig gedacht. — Weitere Attribute Poseidons sind Dreizack, Schiff, Thunfisch (später Delphin). Der Meergott Poseidon aber ist in besonderem Grade der Gott der Rennspiele. —

Wie bereits festgestellt wurde, entsprechen den Dioskuren die Aśvins (d. i. Reiter) der Inder, die ebenfalls als Heilgötter galten. Bei dem Alter der Zwillingssymbolik ist es nicht verwunderlich, daß bereits die alten Inder über die Herkunft der Aśvins die verschiedensten Vermutungen äußerten. Wichtig ist, daß einer Tradition der eine als unsterblich, der andere aber als sterblich galt; das gleiche wird ja auch von den Dioskuren erzählt. Die Aśvins fahren meist im Wagen, der von Schimmeln (oder von „Buckelochsen") gezogen wird, oder im Schiff, das der Schwan zieht. Das wundervolle Sinnbild des Sonnen-Schwanbootes ist uns bekannt vom Niederrhein und Holland-Flandern (Lohengrin!); in Griechenland begegnet es uns im Apollomythos. — In ihrem Wagen fährt mit die „Sonnentochter" Surya, d. i. die Sonne! Die Pferde der Aśvins sind im Meere geboren; überhaupt gilt das Roß in den Veden als aus dem Wasser geboren.

So lesen wir z. B. im Rigveda (I 163 1, 2):

1. Als du eben geboren wiehertest, aus dem Meere (oder aus dem Urquell) heraussteigend, mit den Flügeln des Falken und den Vorderfüßen des Hirschen — das war deine preisenswerte Geburt, du Renner.
2. ... aus der Sonne habt ihr Götter das Roß gebildet.

Das hier angeredete Roß ist das Opferroß; die Inder kennen nämlich ein hochheiliges Roßopfer, das die kosmische Jahresbeziehung mit aller und zu wünschenden Deutlichkeit noch bewahrt hat: Das Roß wird nach einer Weihe vor der Opferung ein Jahr lang frei laufen gelassen (unter einer berittenen Bewachung, die ihm überall hin folgt). Und die Upanishaden setzen in ihren Spekulationen Roß = Jahr (siehe dazu „Germanien" 1. Folge 5/6, Aufsatz von Hans im Uhl).

Den Aśvin und Dioskuren hat bereits W. Mannhardt die „Gottessöhne" der herrlichen lettisch-litauischen Volkslieder angereiht, die wichtigste Symbole bewahrt haben (so Weltbaum, Lebensquelle, Sonnenapfel u. v. a.). Da heißt es z. B. „Gott ist Vater, Laima (Schicksalsgöttin) Mutter, Brüder sind die Gottessöhne."

„Die Sonentochter watete im Meere,
Man sah nur noch das Krönchen.
Rudert das Boot ihr Gottessöhne,
Rettet der Sonne Leben."

Da wir hier nur einige Hauptlinien aufzeigen können, gehen wir auf Näheres nicht ein. Nur jener rätelvolle Vers sei noch genannt, den wir jetzt verstehen, wenn wir uns erinnern, daß Schwarz-Weiß die Farben der Wintersonnenwende sind. — Nach weitverbreitetem Volksglauben hat das Wasser (eben als Lebens-, Wintersonnenwende-Wasser) die Kraft Schwarz in Weiß oder Weiß in Schwarz zu färben. Als Opferroß der Inder wurde ein Schimmel mit schwarzen Ohren oder bestimmten schwarzen Flecken am Kopf gewählt. — Jener Vers lautet:

„Schwarze Stiere, weiße Hörner,
Sie fressen Röhricht im großen Wasser;
Das waren nicht schwarze Stiere,
Das waren Gottes Rößchen." —

Einen wichtigen Zug der Zwillingsmythologie, den wir auch bei den Indianern finden, bewahrt die römische Mythe von Remus und Romulus: hier „tötet" der eine den andern (= Wintersonnenwende-Stelle!). Diese römischen Dioskuren gelten als Söhne des Mars, dem jährlich das Oktoberpferd („october equus") geopfert wurde; das war das rechte Roß des im Rennen siegreichen Zweigespanns. Der Kopf dieses Pferdes wurde an einem Stadttor oder am Vestatempel angebracht. (Vgl. die germanische Sitte, die Pferdeköpfe am Tor, Baum oder Pfahl anzuheften.) —

Dieser Überblick zeigte uns: die Zwillingssymbolik ist Pferdsymbolik, und diese liegt benachbart der Hirsch- (Elch-, Ren-) und Stier- (und — wie sich unten zeigen wird — der Eber-) Symbolik.

(Schluß, mit einer Reihe Abbildungen, in Heft 6.)

Kleine Beiträge.

Schliemann und das Atlantisproblem.

Daß das Problem des untergegangenen Erdteils Atlantis seit Jahrhunderten die Gemüter beschäftigt, ist bekannt. Daß aber auch der erfolgreiche Altertumsforscher und Archäologe Heinrich Schliemann, dem wir die trojanischen und viele andere Ausgrabungen verdanken, sich mit diesem Problem eingehend beschäftigt hat, dürfte weniger bekannt sein. Jahrelang hat Schliemann Material zur Atlantisfrage gesammelt. Und die Ergebnisse seiner Forschungen sind interessant genug. Aber als er 1890 stirbt, bleiben seine Aufzeichnungen uneröffnet. Erst 22 Jahre später kommen sie — auch jetzt nur teilweise und unvollkommen — zur Veröffentlichung. Dann breitet sich das große Schweigen über das Vermächtnis des großen Archäologen — bis auf den heutigen Tag. E. M. B.

Pfahlbauten — hundert Jahre Irrtum.

In Heft 48 (30. Nov. 1929) der „Umschau" gibt Professor Dr. Fr. Behn einen sehr anschaulichen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Pfahlbauforschung in Deutschland. Etwa vor 100 Jahren traten infolge außerordentlicher Trockenheit im Ufergelände gewisser Schweizer Seen senkrechte Pfahlstellungen zutage. Nicht ganz fünfundzwanzig Jahre später nahm die Züricher Antiquarische Gesellschaft planmäßig die Erforschung dieser urgeschichtlichen Denkmäler auf, als der sehr trockene Winter 1853/54 von neuem die Aufmerksamkeit darauf lenkte. Es ist bekannt, welch schöne Ergebnisse diese mit Ausdauer und Sorgfalt betriebene Forschung gezeitigt hat! Der Seeschlamm hat auch Stoffe organischer Herkunft, die in der Erde restlos vergehen, überraschend gut bewahrt (sogar Brot!), und so ergaben sich Aufschlüsse über Lebensweise und Wirtschaft der Urzeit, wie sie uns sonst nicht geboten wurden. Nur in einem blieb man fast hundert Jahre in einem Irrtum befangen: in der Vorstellung, wie ein „Pfahlbau"-Haus oder ein „Pfahlbau"-Dorf ausgesehen habe. Man rufe sich die Bilder ins Gedächtnis zurück, wie man sie so oft gesehen (und wahrscheinlich auch noch lange Zeit sehen wird): im freien Wasser eingerammte Stützen tragen die Plattformen, auf ihnen stehen die Häuser, davor ein freier Vorplatz, und in den Wassergassen zwischen den Häusern fahren die Einbäume. — Wie ist man zu dieser Anschauung gekommen? Man hatte ohne Bedenken angenommen, eine urgeschichtliche „Pfahlbau"-Siedlung in Mitteleuropa müsse ebenso ausgesehen haben wie heute eine echte tropische „Pfahlbau"-Siedlung etwa auf den malaiischen Inseln. Fast 100 Jahre hat man gänzlich übersehen, daß die Bedingungen für diese gänzlich anders sind.

Diese alte Auffassung wird man wohl ganz und gar aufgeben müssen. Das verlangen die Ergebnisse, die bei den Grabungen im Gebiete des ehemaligen Federsees (im südlichen Württemberg) gewonnen worden sind. Die Verhältnisse liegen dort viel günstiger als an den Schweizer Seen, denn der Federsee ist fast völlig verlandet, und dort, wo ehedem Wasser flutete, sind allmählich dicke Torfschichten gewachsen. So ist die Untersuchung wesentlich erleichtert. Sie wird seit 1919 durch das „Urgeschichtliche Forschungsinstitut" der Universität Tübingen planmäßig durchgeführt. Sie hat „für das ganze Pfahlbauproblem gerade umstürzende Bedeutung bekommen" (gesperrt im angeführten Aufsatz). Es handelt sich um zwei Siedlungen der ausgehenden Steinzeit, die übereinander liegen. Die obere ist natürlich die jüngere, von ihr wurde von vornherein angenommen, daß die Fußböden der Häuser unmittelbar auf dem zur Zeit der Erbauung schon vorhandenen Torfboden auflagen. Die untere, ältere Siedlung sollte aber, der herkömmlichen Vorstellung entsprechend, eine echte stelzbeinige Pfahlbausiedlung sein. Die folgenden Sätze sind so wesentlich, daß sie wörtlich angeführt werden sollen (gesperrte Worte wie in der Vorlage): „Die Erkenntnis, daß gerade die Tübinger Grabungen im Federseegebiet die Unhaltbarkeit der alten Auffassung erweisen, wird vor allem dem Buchauer Oberförster Staudacher verdankt. Es ergab sich zunächst die konstruktive Unmöglichkeit aus der Zahl, Größe und Stellung der angeblichen senkrechten Tragpfähle; sie sind sowohl nach Häufigkeit wie nach Stärke ganz und gar ungeeignet, eine Plattform mit daraufgebautem Haus zu tragen, und sie stehen ferner nicht an solchen Stellen und in solcher Anordnung, daß man irgendwie nennenswerte Oberlasten auf sie stellen dürfte. Das Lageverhältnis der ‚Tragpfähle' zu den unter den Fußböden liegenden Schwellbalken zeigt mit aller Deutlichkeit, daß diese Pfähle nicht Träger gewesen sein können, sondern (ebenso wie in der oberen Siedelung) lediglich Fixierungspfähle gegen das seitliche Ausweichen der Hausböden auf dem unsicheren Moorboden. Ein paar vereinzelte Astgabeln (deren Zugehörigkeit zum älteren Bau zudem noch fraglich ist) sind als Lastenträger wiederum viel zu schwach. Die Hölzer des Fußbodens liegen noch in derselben tadellosen Ordnung nebeneinander wie im jüngeren ‚Moordorf', wie es einfach undenkbar wäre, wenn sie mit der ganzen Plattform in die Tiefe gefallen wären. Die Häuser der älteren Siedelung stehen einzeln für sich, in langen Reihen an einer Straße. Wäre diese Siedelung ein ‚echter' Pfahlbau über offenem Wasser, so müßte sie das Bild eines von Kanälen durchzogenen Dorfes geboten haben, in dem (wie in einem steinzeitlichen Venedig) Boote die einzigen Verkehrsmittel gewesen wären. Die Ausgrabungsleitung hat in

diesem Punkte denn auch den unausweichlichen Schluß gezogen und die Vorstellung eines Wasserbaues aufgegeben; in ihren Rekonstruktionen stehen die Häuser im sumpfigen Randgebiet auf etwa 60 cm hohen Plattformen. Eine unverkennbare Verlegenheitslösung, um das überlieferte Bild der hochbeinigen Pfahlbauten nicht ganz opfern zu müssen. Nach den angeführten konstruktiven Beobachtungen muß auch die schon erheblich reduzierte Höhe der Plattformen aufgegeben werden und die Häuser auch der älteren Siedelung liegen wie die der jüngeren unmittelbar auf der Moordecke auf, gehalten durch Schwellroste und senkrechte Fixierungspfähle. Mit anderen Worten: es hat im Federseebecken überhaupt keine Pfahlbauten alten Stiles, d. h. tropischer Bauweise gegeben."

Daran schließt Professor Dr. Behn die Frage: „Hat es sie überhaupt in Mitteleuropa gegeben?" Nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntnisse verneint er sie. Man könnte einwenden, daß die z. B. bekannten Reste bronzezeitlicher Pfahlbauten soweit im freien Wasser liegen, daß sie ursprünglich „Stelzbeine" gehabt haben müssen. Demgegenüber muß man sich klarmachen, daß zwar heute die Reste weit vom Ufer entfernt liegen, daß aber — wie die Klimaforschung nachgewiesen hat — „infolge größerer Wärme und Trockenheit die Wasserflächen der Seen im zweiten Jahrtausend v. Chr. sehr viel kleiner waren als vorher und nachher".

Im Herbst 1928 hat Professor Dr. Behn mit anderen die neue Auffassung in einer verlandeten Schleife des Neckarunterlaufes bei Goddelau nachgeprüft. „Die Untersuchungen gelangten zu dem gleichen Ergebnis, das die am Federsee gemachten Beobachtungen restlos bestätigte... Der Befund lehrt zweierlei: der Goddelauer Pfahlbau wurde erst errichtet, als der Neckararm kein fließendes Wasser mehr führte, sondern bereits weitgehend verlandet war; und die im beweglichen Moore endenden senkrechten Pfähle können keine Oberbauten getragen haben, sondern sind auch hier Fixierungspfähle gegen seitliches Ausweichen. Auch hier also waren die Pfahlbauten keine Wasser-, sondern Landbauten. Es fallen somit sichtlich auf der ganzen Linie die Unterschiede zwischen den vorgeschichtlichen Pfahlbauten der mitteleuropäischen Seen und den Terremaren der oberitalienischen Bronzezeit, die an den sumpfigen Rändern der großen Ströme liegen und gleichfalls ohne eine Plattform nmittelbar auf dem Boden ruhen, auch sie sind gesichert durch senkrechte Fixierungspfähle."

Der abschließende Satz des Berichtes ist besonders beachtenswert (in der Vorlage nicht gesperrt): „Solange nicht neue Beobachtungen und Untersuchungen den bisher noch fehlenden Beweis dafür erbracht haben, daß in Mitteleuropa während der Stein- und Bronzezeit Pfahlbauten gleicher Konstruktion gestanden haben wie in den tropischen Ländern, müssen wir zugeben, daß wir uns von den vorgeschichtlichen Pfahlbauten fast ein volles Jahrhundert lang ein völlig falsches Bild gemacht haben." Die Unhaltbarkeit der alten Auffassung wird vor allem dem Buchauer Oberförster Staudacher verdankt, so heißt es; ist das nun ein Fachwissenschaftler oder nur ein interessierter Laie? S.

Bücherschau.

Herman Wirth, **„Was heißt Deutsch?"** Ein geistesgeschichtlicher Rückblick zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung. Eugen Diederichs Verlag in Jena. Veröffentlichung der Herman-Wirth-Gesellschaft. 3,— Mk.

In diesem 60 Seiten starken Buche gibt Herman Wirth eine wesenhafte Zusammenfassung dessen, was in seinem Aufgang der Menschheit auf dem mehr als zehnfachen Raume eingehend dargelegt und begründet wird. Der Kern des Buches ist eine sprachgeschichtliche und geistesgeschichtliche Erklärung des Wortes „Deutsch" — und nicht allein des Wortes als Objekt der mechanischen Sprachgeschichte, sondern auch des von Anfang an damit verbundenen Sinnes. Auch der Wissenschaftler, der nicht den ganzen herangezogenen Stoff beherrscht, wird mit Nutzen und vor allem mit innerer Zustimmung Wirths neue Darlegungen lesen. Wer in der germanistischen Wissenschaft noch ein interessierter Neuling ist, der wird mancherlei Anregung daraus schöpfen können, zumal die Darstellung an die Wurzeln geht, ohne mit den Vorurteilen belastet zu sein, die wir sonst auch in gut gemeinten germanistischen volkstümlichen Büchern immer noch finden. Über manches, z. B. über die Runen und ihre tiefere Bedeutung, pflegt man in der dem Laien zugänglichen Literatur überhaupt nichts zu finden. Auch von den Kultur- und Kultzeugnissen der Steinzeiten erfährt der Laie sonst meist gar nichts; und doch sind gerade diese zur Beurteilung ältesten Geisteslebens außerordentlich wichtig, wie Wirth deutlich macht. „Eigentumsmarken", „Ideogramme", vor allem „Zauber", das sind so die Worte, die eine ratlose Wissenschaft diesen Zeugnissen bisher beigelegt hat, denen Wirth zum ersten Male einen durchdachten und dabei völlig logischen Sinn gibt. Ein Heft mit erklärenden Zeichentafeln vervollständigt das Büchlein in notwendiger Weise; es ist ein Kompendium der wichtigsten ältesten Schriftzeichen aus den

Hauptgebieten der Erde. Wirth bleibt nicht bei der Erklärung von Worten und Zeichen stehen; er zieht aus dem längst vergangenen, als Erbmasse aber noch immer lebendigen Geistesleben notwendige Schlüsse für Geist und Haltung in der Gegenwart. „Leichte" Lektüre ist es auch jetzt noch nicht, aber jedem, der das große Werk nicht bewältigen kann, wird es eine tiefe Anregung bedeuten und einen guten Ersatz für jenes. P.

Siegfried Kadner, **Urheimat und Weg des Kulturmenschen.** Eugen Diederichs Verlag in Jena. Mit 31 Abbildungen und 8 Bildtafeln. Steif kart. 4,60 Mk.

Als Veröffentlichung der „Herman-Wirth-Gesellschaft" erschien in dem Verlage von Eugen Diederichs aus der Feder des durch seine Vorträge über die Forschungen Wirths auf der Humboldt-Hochschule in Berlin-Dahlem bekannten Verfassers dieses von vielen sehnlichst erwartete Buch: „Eine allgemeinverständliche, zusammenfassende Einführung in die von Herman Wirth u. a. gewonnenen urgeschichtlichen, sprachlichen und völkerkundlichen Forschungsergebnisse, zugleich eine Darstellung der Entstehung der Rassen und der Entwicklungsstufen des nordisch-atlantischen Menschen." Durch diese „Einführung" wird der deutschen Laienwelt die Möglichkeit gegeben, sich ein eigenes Urteil über die „Tat" eines Geisteshelden zu bilden, der es unternehmen durfte, das morsche Gebäude überwundener Arbeitshypothesen einzureißen. Schon die „Erweiterung des Raum- und Zeitbewußtseins" für die Geistesentwicklung der atlantisch-nordischen, der „weißen" Rasse, die noch heute die kulturbringende ist, wird als Befreiung empfunden werden, da es dem naturwissenschaftlich Denkenden nicht möglich erscheinen kann, daß diese Rasse plötzlich und unvermittelt im Zweistromlande entsteht. Beweist doch allein der hochgezüchtete Weizen, der sich in den dortigen Königsgräbern fand und unseren heutigen besten Sorten nichts nachgibt, daß es sich hier um Menschen handelt, die eine sehr lange Zeitspanne zielbewußten Ackerbaues hinter sich haben müssen. Solche Errungenschaften sind der Menschheit weder überraschend in den Schoß gefallen noch konnten sie unter einem Himmel gewonnen werden, der nicht zu höchster Anspannung geistiger Fähigkeiten zwang. Dies weist bereits auf den westöstlichen Wanderweg einer abendländischen Führerrasse, die einer arktisch-atlantischen Urheimat entsprossen sein muß. Wenn Wirth sagt, daß im germanischen Menschen die Überzeugung „gefühlsmäßig ahnend"" erwacht sei, daß in jener älteren und größeren Vergangenheit noch etwas an geistigen Werten enthalten sein müsse, dessen Hebung den zünftigen Fachwissenschaften, Philologie (Germanistik) und Vorgeschichte, bisher nicht möglich gewesen wäre, so rührt er damit eine Saite, die in germanischer Seele mitschwingt. Daß es auch dem Genie unmöglich ist, an Stelle des niedergerissenen sofort ein fertiges Gebäude zu setzen, weiß auch der Laie, der hier einen Bau entstehen sieht, dessen Grundlagen gesichert und nicht mehr zu erschüttern sind. In dieser Ansicht können ihn unsachliche Angriffe selbstbewußter junger Fachwissenschaftler, die in letzter Zeit in Kiel, Hamburg und Hannover zu Beschimpfung und Ehrabschneiderei ausarteten, nur bestärken. Daß ein solch „erster Versuch" seine Fehler und Mängel haben muß, hat Wirth selbst seit seinem ersten Auftreten betont, und es werden sich weitere Fachwissenschaftler finden, die nicht nur eine ihnen unbequeme „geistige Konkurrenz" wittern, die zu bekämpfen ist, sondern die Grundlagen erkennen und freudig daran mitwirken, das Werk in seinen Einzelheiten auszubauen. Dann wird auch die Theorie des Professors Dr. Alfred Wegener, die uns eine wissenschaftlich einwandfreie Lösung der Atlantisfrage zu geben vermag, voll ausgewertet werden. Jeder, der sich für die geistigen Fragen der Gegenwart interessiert und nicht in der Lage ist, ein so umfangreiches Werk wie „Der Aufgang der Menschheit" zu beschaffen und zu lesen, wird mit Freuden nach dem Buche greifen, das uns Kadner auf Veranlassung der „Herman-Wirth-Gesellschaft" geschenkt hat. Pl.

Franz Jostes, **Sonnenwende.** Forschungen zur germanischen Religions- und Sagengeschichte. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster. Geh. 8,— Mk.

Das schon vor einigen Jahren erschienene Buch des verstorbenen münsterschen Germanisten ging uns zur Besprechung zu, und wir fügen diese hier an, da es gewissermaßen ein Gegenextrem zu Wirths Forschungen und Auffassungen darstellt. Und doch ist es zweifellos aus verwandten Ahnungen und Beobachtungen erwachsen — aus der Einsicht nämlich von einem sehr alten Kultur- und Geisteszusammenhang zwischen dem Norden und den Kulturgebieten von Vorderasien. Nur schlägt Jostes zur Erklärung dieses Zusammenhanges genau den umgekehrten Weg ein, wie Wirth: Jostes will alles und jedes im nordischen Gottesglauben als Lehngut aus vorderasiatischen Religionsanschauungen nachweisen, wobei denn natürlich die unvermeidlichen Kelten als Vermittler herangeholt werden. Gewiß: es sind Namensklänge, kultische Ähnlichkeiten, vielleicht auch direkte Entlehnungen zwischen Kelten und Germanen festzustellen. Aber J. kommt anscheinend gar nicht auf den Gedanken, daß diese aus der Urheimat der Kelten mitgebracht sein können — sie sind immer und in jedem Falle durch die Germanen von den Kelten entlehnt, und diese können sich auch wieder keines originalen Gedankens rühmen, sondern sie haben alles, aber auch alles von den sagenhaften „Phöniziern" entlehnt, und diese machten ihre Anleihen in Babylon. Alle Fäden des Denkens und der Kultur verlaufen so im mesopotamischen oder allenfalls im arabischen Wüstensande . . . Es ist schade, daß eine sehr große Fülle von durchgearbeitetem Material durch solch falsche Schlußfolgerungen fast entwertet ist. Denn nun werden alle mit großem

Fleiß gesammelten Tatsachen einfach nach dem vorgefaßten Schema zurechtgebogen; wenn es nicht geht, werden sie mit reiner Willkür umgedeutet und nicht geruht, bis zuletzt auch der heilige Hain der Semnonen und der Nerthuswagen sich als frisch importiertes Geistesgut aus Babylon und Tyrus — via Marseille — ausweist. Dann ist es freilich kein Wunder, wenn die Germanen zu Cäsars Zeiten überhaupt noch keine religiösen Gedanken gehabt haben, wenn sie erst durch Cäsars kurze Visiten veranlaßt wurden, den Römern ihre „Göttertrias" nachzumachen und Glaubensgut mit derselben Behendigkeit nach vieltausendjährigem Stumpfsinn zu übernehmen, wie gleichzeitig die primitivsten Neuerungen im Ackerbau. Damit wäre dann der Beweis erbracht, daß alle von Tacitus zuverlässig berichteten ethischen Eigenschaften, wie Tapferkeit, Sittlichkeit, Treue, auf einem religiös völlig indifferenten Boden erwachsen können, oder, was noch grotesker ist, daß dieser Boden erst in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus mit Religion durchtränkt ist. Es wird häufig von „Keltogermanen" gesprochen, aber nicht etwa in dem Sinne von nahe verwandten, ähnlich gebildeten Völkern, sondern etwa wie man in Afrika von französischen und portugiesischen Negern spricht. Es ist schwer begreiflich, wie ein Mann, der durch seinen guten und feinen echt niederdeutschen Humor bekannt war, in der psychologischen Einschätzung seines eigenen Blutes solche Irrwege gehen konnte! Wollte man auch im großen und ganzen den — oft sehr geistreich unterbauten — Irrwegen folgen, so müßte man ein ganz neues Buch schreiben. Es ist tragisch, daß Jostes das aus seinem Nachlaß herausgegebene Werk nicht mehr selbst revidieren und nach den neueren sagengeschichtlichen und mythologischen Forschungen umarbeiten konnte. Wer freilich das Negative von dem Positiven zu scheiden weiß, der wird in diesem Buche eine solche Fülle von wichtigem Material zusammengetragen finden, daß sich eine Durcharbeitung auch unter stetem Widerspruch lohnt. Vor allem die spätantike, auf der Grenze des Christentums stehende Literatur apokryphen Charakters ist reichlich verwertet. Andere wichtige Forschungen sind allerdings nicht mehr herangezogen. So behält das Buch leider den Charakter eines Torso, zumal mit dem Erscheinen des angekündigten zweiten Teiles anscheinend nicht mehr zu rechnen ich. P.

Fundberichte aus Schwaben.

Einen Beweis für die Höhe und Eindringlichkeit der in Württemberg betriebenen archäologischen Landesforschung darf man in dem Inhalt der soeben erschienenen Fundberichte aus Schwaben, neue Folge, 5. Band (Stuttgart 1930, E. Schweizerbartscher Verlag), erkennen. Diese Jahreszeitschrift erscheint seit 1893 regelmäßig und berichtet sachkundig wissenschaftlich, aber zugleich allgemeinverständlich über alle Bodenfunde dieses uralten Kulturlandes von der ältesten Steinzeit an bis ins beginnende Mittelalter. Herausgeber ist der Württembergische Anthropologische Verein, der dabei von der Staatlichen Altertümersammlung und dem Württ. Landesamt für Denkmalpflege, Archäologische Abteilung, unterstützt wird (Leiter: Professor Dr. Goeßler, Stuttgart). Angeschlossen sind im Einvernehmen mit den hohenzollerischen Landesstellen die von Konservator Dr. Paret herausgegebenen Fundberichte aus Hohenzollern.

Der neue Band, 154 Seiten, vorzüglich gedruckt und durch 61 Textbilder und 18 Tafeln illustriert, ist zugleich die Vereinsgabe für die Mitglieder des Württ. Anthropologischen Vereins (Geschäftsstelle: Stuttgart, Neckarstr. 8). Er ist dem Ehrenmitglied des Vereins, dem früheren Direktor des Römisch-Germanischen Museums in Mainz, Prof. Dr. Schumacher, zum 70. Geburtstag in Würdigung dessen gewidmet, daß Schumacher von jeher in engen Beziehungen zur württembergischen Arbeit gestanden hat.

Die Einleitung bildet ein Gedenkblatt für den vor kurzem verstorbenen Professor Dr. Hertlein, besonders bekannt als Ringwall- und Römerforscher; die Vielseitigkeit seiner Arbeit zeigt ein Schriftenverzeichnis. Die Beschreibung der Funde ist geordnet nach den einzelnen Kulturperioden, von denen jede durch eine zusammenfassende Übersicht, welche zugleich auf die erreichte Förderung der Erkenntnis hinweist, eingeleitet ist. Die Berichte setzen sich zusammen aus Mitteilungen über Zufallsfunde und daran geknüpfte Beobachtungen und aus Berichten über systematische Grabungen. Von letzteren sind besonders bedeutsam die Grabung auf dem Goldberg, sowie die Untersuchung der großen keltischen Stadt bei Finsterlohr OA. Mergentheim und einiger größerer alemannischer Grabfelder. Unter den beschriebenen Denkmälern sind Urkunden von hervorragender Bedeutung. Zum ersten Mal wird über neue Funde aus der mittleren Steinzeit berichtet, die immer zahlreicher auftauchen. Das Bild der jüngeren Steinzeit wird immer lebendiger und das Siedlungsnetz engmaschiger, letzteres besonders im fruchtbaren Strohgäu (nordwestlich von Stuttgart), das für die 1930 erschienene Oberamtsbeschreibung Leonberg intensiv erforscht worden ist und eine archäologische Karte von bis jetzt noch nicht erreichter Dichtigkeit aufweist. Ein wichtiges Fundstück ist ein Einbaum aus dem Staatsried bei Schussenried (Federseegebiet), fast 8 Meter lang, der geborgen und in die Altertümersammlung im Alten Schloß verbracht werden konnte. Aus der Bronzezeit sind hervorzuheben ein Sammelfund von 18 Bronzegeräten, dann Grabhügel aus dem Ries und Weil im Dorf, letztere mitten in einem durch reiche Funde ausgezeichneten Gräberfeld der Hallstattzeit. Eine wesentliche Ergänzung des vor allem durch die bunt verzierten Urnen charakterisierten Bildes der Hallstattzeit auf der Schwäbischen Alb liefern zwei Grabhügel vom Unterland mit einfachen Bronzen und Gefäßen.

Das Bild der keltischen Zeit wird durch zahlreiche Siedlungs- und Grabfunde vervollständigt; kurz erwähnt wird auch der an anderer Stelle eingehend veröffentlichte, in der archäologischen Kunstgeschichte bereits bekannt gewordene Trichtinger Silberring.

Überreich ist das Ergebnis der römischen Forschung. Entdeckt und untersucht wurde ein Kastell der claudisch-vespasianischen Donau-Südlinie nahe der Einmündung der Iller in die Donau. Veröffentlicht werden eine Reihe neuer Bildwerke und Inschriften, dann mehrere römische Bäder, zum Teil mit interessantem Umbau. Cannstatt ergab viele Neufunde in der bürgerlichen Siedlung, darunter etwa 40 Töpferöfen; wichtig ist der Fund der Reste zweier tönerner Lichthäuschen in einer Siedlung, die sonst aus Gräbern bekannt sind, wo sie meist dem Schutz der Grablaternen dienen. Der Michaelsberg im Zabergäu ergab unter der romanischen Kirche die Spuren eines bereits vermuteten gallo-römischen Tempels: ein schönes Beispiel der Kontinuität der Besiedlung durchs Keltische und Römische ins Christliche. Dann wird der Zuwachs von keltischen und römischen Münzen in einem genauen Verzeichnis vorgeführt; mehrere neue Fundplätze sind zu verzeichnen, so daß Württemberg bis jetzt bereits deren 580 aufweist, wobei jeder Ort nur einmal gezählt ist. Die ganze Liste der in Württemberg gefundenen keltischen und römischen Münzen, soweit sie der Wissenschaft bekannt geworden sind, umfaßt bereits mehrere Zehntausend.

Die alemannisch-fränkische Zeit ist durch eine Menge Neufunde vertreten, die in längst bekannten oder in neu gefundenen Friedhöfen gemacht worden sind. Hervorzuheben sind Grabungen in Wurmlingen OA. Tuttlingen, die 75 Bestattungen ergeben haben; an Funden ist wichtig eine Lanzenspitze mit der in Silber eingelegten Rune des Besitzers „Kimorich". Eine weitere Rune, eingraviert auf einer Fibel, ergab ein Frauengrab in Herbrechtingen.

Wertvoll ist dann besonders der Bericht über die Alemannenfriedhöfe von Hailfingen OA. Rottenburg mit ausführlichem Inventar und mit allgemeinen Erörterungen über Totenbretter, Körpergröße der Bestatteten, Graborientierung, Unterschiede der Waffenausstattung, Holz- und Lederreste, Glasperlen, Bernstein usw.

Der Bericht über Funde in Hohenzollern, darunter am wichtigsten die Aufdeckung eines römischen Bades in Gammertingen, ist erweitert durch ein Verzeichnis aller römischen Siedlungen in Hohenzollern.

Diese Fundberichte aus Schwaben erfüllen neben dem Zweck der wissenschaftlichen Berichterstattung und der Vorlage des Quellenmaterials für die Ur- und Frühgeschichte des Landes zugleich den der eingehenden Aufklärung und Belehrung durch Wort und Bild für weitere Kreise und sind ein rühmliches Zeugnis der in Württemberg unter der Leitung der staatlichen Altertümersammlung und des Landesamts für Denkmalpflege hochentwickelten Vor- und Frühgeschichtsforschung, an der die Öffentlichkeit regen Anteil nimmt. E. M. B.

Mitteilungen.

Unseren Freunden, die uns Zeitungen mit den Angriffen junger Spezialfachwissenschaftler gegen Teudt und Wirth übersandten, spreche ich auch an dieser Stelle besten Dank aus. Die hierzu geäußerten Ansichten entsprechen dem, was Eugen Weiß in seinem in dichterischem Geiste geschriebenen Aufsatz, der dieses Heft einleitet, zum Ausdruck bringt. Er hat ihn unserem geistigen Führer zur Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres gewidmet, wir setzten — ebenfalls überraschend für diesen — sein Bild dazu.

Wissenschaft ist stets im Fluß, und je mehr sich ihre Äste verzweigen (spezialisieren), um so wichtiger ist die Erkenntnis, daß große wissenschaftliche Fragen niemals aus dem Gesichtskreis eines Sonderfaches allein beantwortet werden können. Wenn aber Jünglinge, denen soeben der erste Stempel aufgedrückt ist für braves Erlernen dessen, was die Schulwissenschaft zur Zeit als zutreffend ansieht, in der Öffentlichkeit gegen Menschen auftreten, die nach fünfzigjährigem Streben und Erleben eine ganz andere Zusammenschau der Dinge besitzen, so kann der gebildete Laie das nur als unberechtigte Überheblichkeit zurückweisen. Ganz unsachliche, ehrabschneidende Angriffe, wie ein solcher neuerdings in Kiel gegen Wirth gerichtet wurde, müssen aber jedem sachlich urteilenden Wissenschaftler die Schamröte ins Gesicht treiben und sollten wegen der früheren Verdienste dieses Mannes um die germanische Sache allein schon unmöglich sein. Dahin gehört auch die Infamie, den Betrüger Wendrinsky mit Teudt und Wirth gleichwertig hinzustellen. Wer zu solchen Mitteln greift, die das Ansehen der deutschen Wissenschaft schwer schädigen, beweist auch dem Laien nur, daß er im Unrecht ist. Platz.

Pfingsttagung 1931. Die 4. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte findet dieses Jahr in Osnabrück statt. Für diejenigen aber, welche die Denkmäler in der Nähe Detmolds noch nicht kennen und sie zu sehen wünschen, wird vorher eine besondere Führung eingerichtet. Vorbehaltlich etwaiger Änderungen ist folgende Einteilung vorgesehen:

Dienstag, 26. Mai: vorm. 7,50 Uhr Abfahrt vom Bahnhof Detmold mit der Straßenbahn zu den Externsteinen (Ankunft 8,30 Uhr), mittags weiter nach Österholz. — Abends 8 Uhr: Versammlung im Gasthaus zum Hermann, Detmold, Paulinenstraße.

Mittwoch, 27. Mai: vorm. 8,53 Uhr Abfahrt vom Bahnhof Detmold nach Osnabrück (Ankunft 11,58 Uhr). — 12,15 Uhr Hauptversammlung der Freunde germanischer Vorgeschichte (Ort wird noch bekanntgegeben). — 15,15 Uhr Autobusfahrt zu Besichtigungen (Wittekindsburg, Johannissteine, Karlssteine). — 20,30 Uhr Vortrag von Prof. Dr. Riem, Berlin, über „Germanische Astronomie". Besprechung.

Donnerstag, 28. Mai: 9 bis 12,30 Uhr Besichtigung des Städt. Museums und der Gertrudenberger Höhle. — 14 Uhr Autobusfahrt zu Besichtigungen (Sloopsteine, Wagnerwälle, Tempel usw.). — 20,30 Uhr Vortrag von Museumsdirektor Dr. Gummel, Osnabrück über „Urgeschichtliche Funde". Besprechung. Schluß der Tagung.

Freitag, 29. Mai: Ausflug nach Iburg.

Dem Heft 6 wird eine genaue Tagesordnung mit Angabe über Verpflegung (für einfaches Mittagessen wird — wie bei den bisherigen Tagungen — stets gesorgt!) und Unterkunft als besonderes Blatt beigelegt. — Es ist selbstverständlich jedem überlassen, an welchen Tagen er an der Tagung teilnehmen will.

Werbeblatt. Diesem Heft liegt unser neues Werbeblatt bei. Wir bitten unsere Freunde, es zu verbreiten und so mitzuhelfen, neue Freunde zu gewinnen. Weitere Stücke fordere man an bei Oberstl. a. D. Platz, Detmold, Bandelstr. 7.

Klarstellung. In Heft 3 (S. 65) und Heft 4 (S. 67) hatten wir darauf hingewiesen, daß es leider notwendig geworden sei, den Jahresbeitrag (einschließlich des Bezugsgeldes für unsere Blätter) von 6,60 Mk. auf 10,— Mk. zu erhöhen. Wir können mit Genugtuung feststellen, daß ein sehr großer Teil unserer Freunde sich der Notwendigkeit nicht verschlossen hat. Trotz der wirtschaftlichen Not der Zeit sind die Einzahlungen erfreulich schnell eingegangen. Bei einigen scheint aber ein Mißverständnis vorzuliegen: sie haben 10,— Mk. für die 3. Folge eingezahlt, wohl in der Ansicht, daß von der 3. Folge an die Erhöhung in Kraft treten sollte. Gemeint war aber, zu dem Betrage von 6,60 Mark, der schon für die 2. Folge eingesandt war, noch 3,40 Mark hinzu einzuzahlen. — Selbstverständlich werden einem jeden, der nur 6,60 Mk. eingezahlt hat, die Hefte der 2. Folge weiterhin geliefert, aber wir hoffen auf den guten Willen unserer Freunde und bitten freundlichst darum, unserer Geschäftsstelle (Platz, Detmold, Bandelstr. 7) auf einer Postkarte mitzuteilen, falls jemand nicht in der Lage ist, den Restbetrag für die 2. Folge zu zahlen.

Unklarheit besteht auch noch über den Unterschied, der zwischen dem Bezuge der Blätter unmittelbar durch unsere Geschäftsstelle und dem Bezuge durch den Buchhandel besteht. Der Preis ist beide Male der gleiche. Diejenigen, die sich als Freunde der Bewegung bekennen, beziehen durch unsere Geschäftsstelle, zahlen auch an sie und unterstützen so auch die Bewegung; solche aber, die zwar unsere Blätter lesen, aber nicht als Freunde gelten wollen, beziehen durch den Buchhandel.

Wir benutzen die Gelegenheit, noch einmal die Laufzeiten der beiden Folgen mitzuteilen: 1. Folge 1. Juli 1929 bis 31. Mai 1930, 2. Folge 1. Juni 1930 bis 30. April 1931. — Von der 2. Folge erscheint noch ein Heft, das sechste.

Abbestellung der Hefte. Wir bitten dringend darum, daß Abbestellungen spätestens binnen zehn Tagen nach Erhalt des 6. Heftes bei unserer Geschäftsstelle angemeldet werden Andernfalls setzen wir voraus, daß auch Bezug der 3. Folge gewünscht wird.

*

In dem bekannten Verlage von Adolf Klein in Leipzig erscheint demnächst ein Werk unserer Freundin, der Dichterin tiefsinniger nordischer Märchen, Anne Marie Koeppen, das wir warm empfehlen können. Der Preis wird sich bei 250 Seiten Umfang auf etwa 5 Mark stellen. Es ist zweckmäßig und erwünscht, schon jetzt Vorausbestellungen an den Verlag zu richten.

Pl.

Verantwortlich für den Textteil: Studienrat Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. — Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien", an den 1. Vorsitzenden: Platz, Detmold, Bandelstr. 7; alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Detmold, Hermannstr. 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65 278. — Druck und Versand: Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Str. 32.